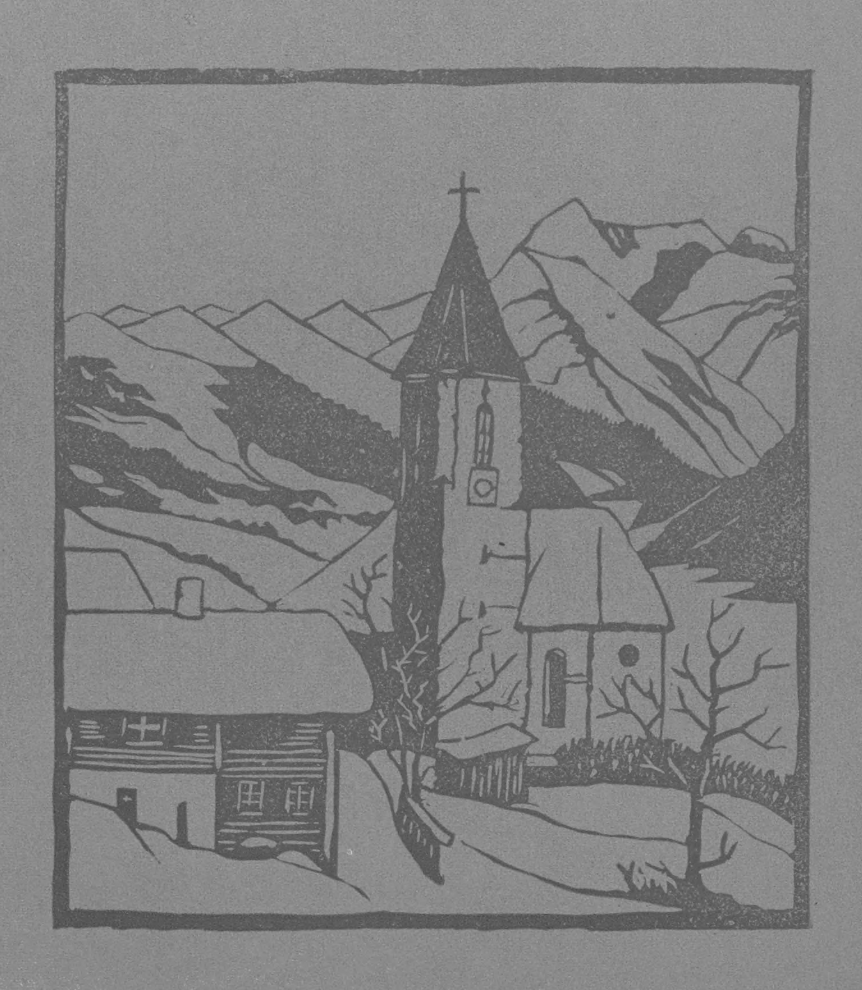
MARIENBOTE



Februar 1942

INHALT

Seite

★

CONTENTS

Page

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 5 | Februar 1942 | 10. Jahrgang

Dies und Das

Das "moderne" Leben "Modern", das ist heute ein grosses Wort. Man versteht darunter sich genau so kleiden wie alle anderen sich kleiden. Dieselben Feste feiern und Vergnügen mitmachen, dasselbe lesen, reden und denken, dasselbe Kritisieren und Kämpfen gegen jede weltliche und geistige Autorität wie alle anderen es tun. Alles mit allen mitmachen, das heisst "modern".

Fest und unnachgiebig hält die Menschheit an dieser Art von Leben fest. Und sie sieht nicht, wie der Boden unter ihren Füssen immer drohender wankt und erbebt, je mehr sie sich an das "Moderne" klammert.

Unsicheren Tagen gehen wir entgegen, darüber ist sich kein Denkender im Zweifel. Was aber nicht jeder weiss und nicht jeder einsehen will, ist, dass Krieg nicht die einzige und auch nicht die hauptsächlichste Gewalt ist, die unserer Zukunft alle Sicherheit raubt. Der Krieg wird sein Ende finden. 1918 hatten wir auch einen Kriegsabschluss. Kriegsabschluss sagen wir, nicht Frieden, denn die Welt sah seit jenen Tagen keinen Frieden. Völkerhass und Klassenhass, Unterdrückung und Rachsucht glühten und sprühten, und die Menschen schwelgten und litten, herrschten und revolutionierten. Das Leben wurde immer schöner und die Not mit jedem Tage unerträglicher — bis dann kam, was wir heute haben: Ein neuer Krieg um eine neue Gerechtigkeit.

Der alte Goethe hat einmal davon gesprochen, wie früher Gott, Tugend und Unsterblichkeit die höchsten aller Menschheitsideale waren, und wie man später Gold, Gesundheit und langes Leben an ihre Stelle setzte. Kein anderes Wort könnte wohl treffender auf die grosse Wunde unserer Zeiten hinweisen als gerade dieses. Nicht der Krieg ist unsere Not: Dass man, Gott beiseite schiebend, Gold, Gesundheit und langes Leben zu den höchsten und wichtigsten Werten des Daseins erhoben hat, das ist unser Verderb.

Gold ist flüssig, Gesundheit ist unsicher und langes Leben ist eine Sache, die noch niemand unter seine Kontrolle bekommen konnte. Genau so flüssig, unsicher und unkontrollierbar wie diese drei Dinge sind auch die "Grundsätze", nach denen der moderne Mensch denkt und handelt.

Hat das moderne Leben überhaupt noch Grundsätze? Es ist übervoll an Widersätzen! Man will gute Kinder haben, und sendet sie zu gleicher Zeit in Schulen, die alle religiös-sittliche Erziehung aus ihrem Programm gestrichen haben. Man fordert Gerechtigkeit und sieht nicht ein, wie sehr diese der Welt so notwendige Tugend von der Zahl der Menschen abhängt, die sich zur Gerechtigkeit erzogen haben. Man ruft nach Rechten, und meint damit Freiheit von Pflichten. Man geht zur Kirche, und nach dem Gottesdienst könnte man sagen, was ein Dichter einmal schrieb: Wohl hör' ich das Gesetz, doch fehlet mir der Glaube! Man verlangt Ehrlichkeit und ver-

nichtet zu gleicher Zeit durch Geburtskontrolle auf schrecklichster Weise den Grundboden alles Ehrlichseins: Die Tugend der Selbstlosigkeit! Man spricht vom Dienen, und hat selbst nur das Verdienen im Sinn!

Viele andere solcher Widersätze könnten noch genannt werden. Sie beherrschen in schrecklicher Anzahl unser Leben und haben aus unserer Zivilisation eine Zivilisation der Halbheiten gemacht, deren bittere Früchte die Welt heute schlucken muss, ob sie will oder nicht. Oder sollte das nicht wahr sein? Sollte unsere Zivilisation doch etwas Ganzes für die Menschheit getan haben? Man hörte bis jetzt immer nur von "Zugeständnissen" reden, die durch Drohungen, durch Streik und Revolution erzwungen werden mussten. Man sah immer nur materielle Forderungen der Armen und Unterdrückten, nie aber Programme und Vorschläge, die auf eine ganze Neuordnung des Lebens, auf morale, geistige und materielle Verbesserung ausgingen. Und so blieb denn alles in der Welt halb und bodenlos, halb und bodenlos, weil es von Menschen gelebt und geleitet wurde, die in ihrem allerpersönlichsten Leben selbst nichts anderes kannten und taten als Halbheit und Bodenlosigkeit. Es wird einem hier das alte, derbe Sprichwort in Erinnerung gebracht, das da vom Apfel spricht, der nicht weit vom Stamme fällt!

Das "moderne" Leben. Es besteht darin, dass man des Lebens Härten und Kanten so weit als nur möglich umgeht. Dass man sie zu umkleiden sucht mit Luxus, Vergnügen und viel elektrischem Licht. Dass man sie brechen will durch Hass, Gewalt und Krieg.

Neben dieser Lebensauffassung steht die als "altmodisch" verworfene Lehre des Kreuzes. Sie spricht: Ins Dasein der Menschen und Völker gehört das Kreuz mit allen seinen praktischen Schlussfolgerungen. Es gehören dort hinein das Kreuz des Nachgebens und des Verzeihens, das Kreuz der Armut und der Abtötung, das Kreuz der Vergeltung des Bösen mit Unbösem, das Kreuz der nicht fordernden, aber der gebenden Gerechtigkeit, das Kreuz der Pflichten und des Gehorsams — vor allen Dingen aber das Kreuz Christi selbst, zu dem man um Kraft und um Gnade betet, wenn einem das Verharren im Guten zu schwer fällt.

Es ist immer noch modern, dieses Kreuz. Wir sahen am Ende des letzten Krieges Armeen, Tanks und Granaten gebändigt zu Füssen eines stärkeren Siegers liegen. Gebändigt aber waren nicht die Leidenschaften der Menschen. Deshalb agb es auch von damals an—genau so wie vorher — keinen Frieden. Und es wird uns die Geschichte nach dem heutigen Kriege genau dieselben — vielleicht noch schrecklichere — Tage bringen, wenn wir uns wieder einmal darauf beschränken, nur militärische Mächte zu brechen.

Nicht die Umordnung politischer Grenzen und wirtschaftlicher Systeme: Eine grosse Umordnung der Moral ist das Allernotwendigste, das wir brauchen. Eine Umordnung zum Glauben und zum Kreuze hin, die den Völkern und Klassen Menschen von Selbstzucht und Begnügsamkeit, von Rechtgefühl und Gewissenhaftigkeit geben.

Lernen wir einsehen: Nicht von Systemen und Programmen, von der Geisteseinstellung der Millionen Einzelnen hängt es ab, ob es auf Erden licht ist oder dunkel. Religiöse Selbstzucht ist Licht, unreligiöse Selbstsucht ist dunkel, bleibt dunkel und schafft Dunkelheit.

Das Gesetz des Ackers

Ueber das schneebedeckte Land fährt ein Bauer. Von seinem Schlitten aus schaut er links und rechts über die Felder, abwägend, was er im kommenden Frühjahr wohl hier oder dort anbauen werde. Und er wird ernst bei diesem Abwägen. Denn er fühlt — bewusst oder unbewusst— dass hier auf diesen Feldern ganz andere Gesetze herrschen als dort in den Städten, in den Zeitungen, in den Häusern und Köpfen der Politiker. Hier draussen in der Natur gibt es noch etwas, das weder Hass kennt noch Bosheit, das allen guttun will, dem Armen genau so wie dem Reichen, dem, der sich Freund nennt, und auch jenem, der Feind genannt wird.

Still und gut liegt sie da, die Mutter Erde. Während die Menschen zerstören und zerschlagen, hält sie treu und unerschütterlich an jener Aufgabe fest, die ihr vom Schöpfer zugewiesen: Am Bauen und am Geben!

Gedankenlos schreitet der Mensch über den Ackerboden hinweg. Er scheint garnicht mehr einsehen zu können, dass sein Leben und sein Glück im Tiefsten und Letzten doch abhängig sind vom ewigen Gesetz der Güte. Was könnte er wohl trotz all seiner Weisheit und Kultur machen, wenn Mutter Erde einmal aufhören wollte gut zu sein? Ohne das tägliche Brot, das sie ihm gibt, müssten Leib, Denken und Können verhungern — und der Mensch wäre nicht mehr.

Der Ackerboden! Auf ihm und von ihm leben wir. Doch "nicht vom Brot allein", das uns der Acker gibt, kann der Mensch leben. Wir haben ja Brot, soviel Brot, dass jeder genug daran hätte. Und doch hungern Millionen! Sie hungern, weil der Mensch nur das Brot nimmt, nicht aber das Gesetz und den Geist, mit dem ihm dieses Brot gegeben wird. So ist der Mensch: Er will, dass der Acker ihm diene und gebe, nicht aber, dass er ihne belehre. Auch Gott darf nicht mehr mitdreinreden. Er zählt einfach nicht, seit der Mensch sich seine eigeen Gesetze und seinen eigenen Geist bildet.

Und so ist es denn auch gekommen, dass es in der Menschheitsgeschichte ganz anders zugeht als auf dem Ackerboden. Während die Felder, unbe-

kümmert um Sturm und Hagel, um Krieg oder Frieden, an ihren uralten Gesetzen festhalten, schwirrt der Mensch von einem Gesetz und von einem Programm zum andern. Ihm geht es ja nicht so sehr um Gesetz und Geist, ihm geht es nur um das Brot und noch viel mehr um jene Dinge, die ihm das Brot einbringen kann. Ihm handelt es sich nicht darum, etwas aufzubauen, das allen nutzbar ist: Was mir nutzbar ist, das allein ist gut!

Da dieser Grundsatz aber nicht zum Naturgesetz werden will, dem sich jeder ganz selbstverständlich beugt, deshalb muss man ihn durchzwingen und aufzwingen. Gewalt und Krieg, Zerstören und Erschlagen müssen her, um die Widerspenstigen klein zu kriegen. Denn es ist ja doch klar: Erst wenn diese Widerspenstigen auf den Knien liegen, erst dann kann erreicht werden, was "mir" nutzbar ist.

Kalter Schnee und hartes Eis bedeckt den Akker. Tief unten aber liegt das Leben und wartet auf die Zeit des Lichtes und der Wärme. Wenn sie kommt, dann wird es wieder grünen und spriessen auf den hartgefrorenen Feldern, Mensch und Natur zum Heil.

Wir alle hoffen auf dese Zeit. Mehr noch aber hoffen wir auf jenen Tag, der das segensreiche Gesetz des Ackers auch in der Menschheit zum Durchbruch bringen wird. Er wird kommen, dieser Tag. Sein Licht wird aber erst dann erscheinen, wenn wir erkannt haben werden, dass nicht in der Qualitätsarbeit unserer modernen Kriegsindustrie, wohl aber in der vernachlässigten und vergessenen Qualitätsarbeit des Geistes, des Denkens, des Wollens, des Fühlens, in der Qualitätsarbeit der rechten Einstellung zu Gott und zum Nächsten unsere Hoffnung und unsere Rettung liegen.

Religiöse Verfeinerung der Gewissen sowie auch des ganzen öffentlichen Lebens heisst der Frühling, auf den wir harren. Und wir erwarten ihn nicht von irgendwoher. Aus unserer Brust, aus unseren Häusern und Familien muss er kommen und durch unseren mutigen Kampf für die Rechte des ewigen Geistes.

Der Schriftleiter.

Marias Wiegenlied



Die ihr dort wallet
unter den Palmen,
heilige Engel,
sehet, es schlummert
lieblich mein Kind:
haltet die Zweige,
sänftigt den Wind!

Palmen von Bethlehem,
welche mit Brausen
zornige Winde
wirbelnd durchsausen,
schweiget, o schweiget:
es schlummert mein Kind!
Lass von den Zweigen,
zürnender Wind!

Müde vom Weinen
hier auf der Erde,
schlummert der Kleine.
Dass ihm im Schlummer
Ruhe doch werde,
schweige, o schweige,
sausender Wind!

Grimmige Kälte
droht ihn zu wecken:
ach, und mir fehlen
schützende Decken.
Heilige Engel,
die ihr dort flieget,
kommet und wärmet
mein göttliches Kind!

Lode de Vega (1562—1635)

Hanne kauft das Glück

Von Betty Schneider.

Sie war ein schlichtes, bescheidenes Menschenkind, die Hanne Graz, nicht mehr ganz jung, nicht hübsch, und ihr stilles, blasses Gesicht zeigte immer einen Zug von Zufriedenheit und Wunschlosigkeit. Sie hatte eine angenehme Stelle als Abteilungsleiterin in einem Rechtsanwaltsbüro. Und da sie allein im Leben stand, hauste sie in ihrem möblierten Zimmer mit einigen Habseligkeiten, einer Anzahl von Büchern, einer schönen, alten Kommode ihrer verstorbenen Mutter und einem Kanarienvogel.

Ihr Gehalt war für ihre Verhältnisse nicht eben klein, denn sie war bereits manches Jahr in ihrer Stellung. Eine schöne Zugabe waren zwei freie Nachmittage in jeder Woche.

Hanne Graz lebte ein einsames Leben. Sie trug keine grossen Pläne in sich und war wunschlos, bis — ja, bis sie eines Tages jenen blauen Stein entdeckte, von dem diese Geschichte erzählen will.

Jener blaue Stein lag im Schaufenster eines Antiquitätengeschäftes, an dem Hannes Weg täglich vorbeiführte. Es war ein Türkis, ungefasst und eigenartig, ein dicker, unregelmässig geformter Stein an einer goldenen Kette von entzückend zarter Filigranarbeit. Ein kleines Schildchen lag dabei: Gelegenheitskauf! Altes Schmuckstück aus dem Nachlass der Grossherzogin Stephanie von Beauharnais (1789—1860).

War es nun die wunderbare blaue Farbe, die Hanne von jeher sehr liebte, war es die eigenartige Form des Steines, war es jenes Schildchen, das ihm einen Zauber alter Geheimnisse verlieh, jedenfalls war Hanne bezaubert.

Und sie, die schlichte, bescheidene Hanne, die immer sparsam war und sich nichts Besonderes gönnte, ging nun mit dem grossen, grossen Wunsche ins Büro, diesen Stein zu besitzen.

Sie war zum erstenmal zerstreut im Dienst. Das kam sonst bei ihr nicht vor, und es war gut, denn es fiel nun nicht weiter auf.

Am Mittag stand sie wieder vor der Auslage. Noch war der Stein da. Und er erschien ihr schöner als zuvor.

Der Wunsch, ihn zu besitzen, wurde so stark,, dass sie nachmittags — sie hatte glücklicherweise frei — klopfenden Herzens in das Geschäft hineinging, um sich nach dem Preise zu erkundigen. Sie wurde sehr freundlich gebeten, Platz zu nehmen.

Und dann lag der Stein vor ihr. Sie durfte ihn in die Hand nehmen und nach Herzenslust betrachten. Nun sah sie erst, wie schön er war mit den dunklen Adern im wundersamsten Blau. Ganz kühl lag er in ihrer blassen Hand. Man sah, dass er alt war, sehr alt und wertvoll. Und die Kette aus hellem Golde war eine kleine Kostbarkeit aus feinster Schmiedekunst. Hanne fragte leise und zaghaft nach dem Preis. Er war hoch, sehr hoch für sie, die kleine Angestellte. Doch man wollte ihr entgegenkommen und ihr gestatten, die Summe in monatlichen Raten zu bezahlen.

Sie überlegte lange. Sie hatte ein Sparkassenbuch mit einem kleinen Betrag. Dieser würde als Anzahlung genügen. Und monatlich würde sie ein Bestimmtes abgeben können.

Ich werde noch sparsamer sein, dachte sie. Ich werde wieder selbst kochen auf meinem Spiritusbrenner. Und die freien Nachmittage kann ich ausnutzen, indem ich Schreibarbeit annehme. Es wird gehen. Es muss einfach gehen. Der Stein wird dir Glück bringen, man sagt es diesen Steinen vielfach nach. Ich nehme ihn. Ich kaufe mir das Glück.

Und so geschah es, dass an diesem Tage ein Menschenkind mit frohen Augen nach Hause schritt, um das Glück heimzutragen.



Hanne hatte die Anzahlung geleistet und den Kaufvertrag unterschrieben. Ein Jahr lang hat sie nun an ihrer Schuld zu tilgen.

Sie war glücklich, so glücklich, dass sie im nächsten Blumenladen ein paar köstliche, langstielige Rosen erstand. Dieser Tag muss gefeiert werden, dachte sie. Ich habe mir das Glück gekauft. Nun muss ich es halten und hüten.

Sie trug täglich den blauen Stein. Wie ein zartes Wunder aus Märchenwelten hing er an ihrem weissen Halse. Sie fühlte seine Kühle, sie sah die köstliche blaue Farbe, sie dachte bewundernd über das Geheimnis seiner hundert Jahre nach. Wieviel Glanz und Glück mag er gesehen haben als Besitz einer Grossherzogin, die damals noch Kurprinzessin war. Ach, dachte Hanne, nun trägt ihn ein Menschenkind, das ins Büro gehen muss, das ihn nicht einmal gleich bezahlen kann.

Ob aber jene Prinzessin eine so grosse Freude daran hatte wie ich? Ob sie so an das Glück geglaubt hat, wie ich es tue?

Ja, Hanne glaubte daran, und ihr Glaube wurde wirklich belohnt. Es war seltsam: ein jeder Tag brachte ihr nun irgendeine, wenn auch nur ganz kleine Freude. Die Menschen waren freundlich zu ihr. Im Büro klappte alles tadellos. Der Chef war sehr zufrieden und versprach ihr eigens noch drei Tage Ferien, weil sie eine schwierige Sache gut erledigt hatte. Und für ihre beiden freien Nachmittage fand sie eine gutbezahlte Schreibarbeit.

So konnte sie fleissig sparen und monatlich ihre Raten abliefern. Ja, mitunter hatte sie sogar mehr als die vereinbarte Summe, so dass der Stein nun in kürzerer Zeit ganz ihr Eigentum sein würde.

Sie wurde mutig und kaufte sich ein Los, und, herrlich! Gleich bei der ersten Ziehung gewann sie ein Freilos. Zwar war das kein bares Geld, aber man konnte es doch immerhin damit gewinnen.

Weihnachten kam. Und da sie, wie ihre Firma es gern anerkannte, im letzten Jahre ungewöhnlich fleissig und gewissenhaft gewesen war, gab man ihr zum Feste das doppelte Gehalt. Hanne war selig, denn nun konnte sie den letzten Rest der Kaufsumme bezahlen. Jetzt waren Stein und Kette ihr Eigentum. Jetzt gehörte ihr das Glück.

Und immer mehr liebte sie den blauen Wunderstein. Sie bewahrte ihn abends auf in einem Lederkästchen mit weichem Samtpolster. Sie trieb einen zärtlichen Kult mit ihrem Kleinod, betrachtete es als Talisman, horchte darauf wie auf einen Propheten. Sie wurde aber gläubisch und begann den Stein förmlich zu verehren, ohne dass sie sich dessen bewusst war. Er hatte Wunderkräfte für sie. Tag für Tag brachte er ein kleines Glück, und war es auch nur eine schöne Blume, die unerwartet über Nacht an einem ihrer Stökke erblüht war.

Einmal träumte sie, der Stein sei verlorengegangen. Zitternd vor Angst und klopfenden Herzens erwachte sie, und in leidenschaftlicher Hast griff sie nach dem Lederkästlein. O, es war nur ein Traum! Da lag der Stein, sanft und kühl in seiner fremden Schönheit.

Sie nahm ihn in die Hand, küsste ihn und lehnte ihre schale Wange an das Kleinod. Doch sie fand in dieser Nacht keinen Schlaf mehr.

Ich hänge zu sehr an dem Stein, dachte sie in jäh aufgewachter Erkenntnis. Ja, ich habe mein Herz an ihn gehängt. Ich verehre ihn, wie man nur Gott verehren darf. Ich bin abergläubisch geworden. Darf das sein? Tue ich nicht Unrecht damit? Darf ich mich so mit ganzer Seele an ein irdisches Gut klammern? Was geschieht, wenn ich einmal sterbe? Ich kann ihn nicht mitnehmen, muss ihn zurücklassen, wie ihn eine andere einst auch zurücklassen musste. Ach, zu sehr habe ich mein Herz an ihn gehängt.

Es war eine Nacht voll ernster Fragen.

Am Morgen — die Sonne schien so golden und alles war so blühend und schön — traten die Gedanken wieder zurück vor der Freude, den Stein zu besitzen. Doch der sinkende Tag brachte neue Erforschung, denn Hanne war ein ernstes Menschenkind, das über kein Ding im Leben leicht hinwegging.

Und auch jetzt nahm sie es so ernst, dass ein Entschluss in ihr reifte: Ich hänge zu sehr an dem Wunderstein, also muss ich mich von ihm trennen. Ich muss es, denn es ist Sünde, ein Gut so sehr zu lieben. Ich werde ihn verkaufen und mit dem Gelde etwas Schönes tun, um zu sühnen.

Und Hanne blieb bei ihrem Entschluss. Sie studierte eifrig die Inserate der Zeitungen, und ihre Mühe wurde bald belohnt. Ein Liebhaber suchte alte Schmuckstücke zu kaufen, bot hohe Summen dafür. Das war das Rechte!

Und auf der gleichen Seite fand Hanne noch etwas, eine kleine Anzeige, die eigens für sie da sein schien:

> "Selig sind die Barmherzigen! Gibt es ein edles Herz, das einer armen, kranken Witwe, Mutter eines kleinen Kindes, einen längeren Aufenthalt in einer Heilanstalt ermöglicht? Gott wird es lohnen!"

Hanne wusste sogleich: Das gilt mir. Das ist das Gute, das ich tun kann.

Und sie handelte schnell, impulsiv, wie sie war. Mit der Entschlossenheit von ehedem ging sie hin und verkaufte ihren Wunderstein, und sie erhielt eine Summe dafür, die ihr die Tränen der Freude in die Augen trieb. Ruhigen Gewissens nahm sie den hohen Preis, denn der Käufer war reich, konnte ihn

zahlen und zahlte ihn gern. Und sie selbst konnte Geld gebrauchen, viel Geld, denn sie wollte der kranken Frau helfen mit allen Kräften.

Sie erkundigte sich nach den Verhältnissen und erfuhr von dem Arzt, der sie behandelte, dass sie zwar sehr krank sei, aber bei guter Pflege in einem Lungensanatorium wieder völlig geheilt werden könne. Der Arzt hatte selbst schon vieles an ihr getan doch er hatte eine grosse Familie und zahlreiche Kranke, die ihn um Hilfe ansprachen, und er wollte keinen zurückweisen. Da war Hanne ein rettender Engel.

Die Frau, blass und abgehärmt, war rührend dankbar in ihrer Freude. Ein neues Hoffen erglänzte in ihren Augen. Sie sollte in eine Heilanstalt, ein halbes Jahr lang, gute Pflege geniessen, gesund werden! Und auch für das Kind, das dreijährige, wollte die Helferin sorgen! Ja, Hanne ging zu ihrem Chef und bat ihn, für einige Monate eine Vertreterin für sie anzunehmen, damit sie das Kind bei sich halten könne. Und der Chef, selbst ein guter Mensch, der im stillen Hannes Plan bewunderte, kam ihr entgegen und bewilligte sogleich ihr Gesuch.

Nun war alles Notwendige getan. Die Kranke reiste, frohen Mutes voll, in Begleitung einer Krankenschwester in ein Bad.

Hanne war nun Mutter und schenkte dem kleinen, blonden Mädchen ihre ganze Liebe, die sich nun auf das Schönste und Beseligendste entfalten konnte. Und das Kind dankte ihr auf seine Art. Es war lieb und anhänglich und zauberte mit seinem Geplauder Freude in das stille, schlichte Zimmerlein.

Von der Mutter kamen gute Nachrichten. Auch der Arzt schrieb und gab die besten Hoffnungen.

Hanne war überglücklich. Und da sie noch eine hübsche Summe vom Verkauf des Steines übrig hatte, kam ihr ein guter Gedanke. Mit tiefem Mitleid hatte sie den schlechten Zustand der kleinen Wohnung der Kranken gesehen. Wie sahen die Zimmerchen aus! Die Tapeten verschossen, die Türen und Fussleisten fast ohne Farbe, die Fussböden abgelaufen, die Dekken geschwärzt. Das ist kein Aufenthalt für eine Kranke, und erst recht keiner für eine Genesende, dachte Hanne.

In ihrer praktischen Art suchte sie einen ehrlichen arbeitslosen Meister, liess einen Kostenanschlag machen und gab ihm dann zu seiner Freude den Auftrag, die kleine Wohnung nach ihren Angaben neu instand zu setzen.

Es tat ihr leid, dass das Kind noch so klein war und von allem nichts verstand, denn sie hätte gern mit ihm von ihren Plänen geplaudert, ob es der Mutter nun wohl gefallen würde.

O, wie sollte es nicht!

Sie ging immer wieder durch das kleine Heim, als alles fertig war. Die Küche glänzte sauber in heller Oelfarbe. Das Schlafzimmer war licht und freundlich in Rosa und Silber, das Wohnstübchen hübsch u. geschmackvoll. Die Decken und Türen und Leisten leuchteten weiss, die Fussböden zeigten ein schönes Braun. Alles lachte vor Sauberkeit.

Hanne erstand hübschen, hellen Gardinenstoff und nähte emsig und ernst. Als auch die Fenster neu bekleidet waren, gab sie sich zufrieden.

Eine nie gekannte Freude wuchs von Tag zu Tag in ihr. Nun würde die Frau bald wiederkommen, gesund und neugestärkt, ihrem Kinde erneut als Mutter geschenkt. Ein trauliches Heim wird sie finden, dachte Hanne, und neue Kraft bringt sie mit. Das Kind gebe ich ihr schweren Herzens zurück. Ich habe es liebgewonnen. Und hab es bewahrt und gehütet, als sei es mein eigenes. Doch ich will auch in Zukunft für beide besorgt sein, will mich immer ihrer annehmen. Anderen helfen können und es auch wirklich tun, ist doch das grösste, das einzig wahre Glück.

Und dann nahm Hanne eines Tages das letzte Restchen des Geldes vom blauen Stein, kaufte zum Willkommen Blumen und schmückte die kleinen Zimmer damit. "Morgen kommt die Mutter wieder!" sagte sie zu dem Kinde, und das jauchzte fröhlich dazu.

Zum letztenmal bettete Hanne es sorglich, zeichnete ihm das Kreuzlein auf die Stirn und blieb bei ihm, bis es schlief.

Dann sass sie noch lange in ihrem Stüblein, in dem es nun bald wieder still würde. Doch sie war nicht traurig. Eine Freude war in ihr, und sie ahnte, dass morgen mit der Heimkehr der blonden Frau diese Freude wachsen würde und wohl nicht mehr von ihr ginge.

Blauer Stein, dachte sie, und eine Zärtlichkeit erglänzte in ihren Augen. Blauer Wunderstein! Ich hab doch nicht umsonst an dich geglaubt. Gott Dank, dass ich dich finden durfte! Ich habe mir wahrlich das Glück gekauft.

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da jemanden zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

—Nicht Wurzeln auf der Lippe schlägt das Wort,
Und unbedacht dem schnellen Zorn entflohen,
Doch, von dem Ohr des Argwohns aufgefangen,
Kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort
Und hängt ans Herz sich an mit tausend Aesten.

Ohne Opfer geht es nicht

Im Mittelpunkt der Weltgeschichte steht das Todesopfer Jesu Christi, durch das wir alle erlöst sind von der Gewalt das Bösen. Seitdem hat das Opfer eine ganz besondere Bedeutung für die Erziehung und Bildung des Menschen.

Schon bei rein natürlichen Dingen spielt das Opfer eine Rolle. Sollen Büsche und Bäume recht heranwachsen, so müssen sie oft beschnitten werden, damit sie ihre rechte Grösse und Kraft erreichen. Und wenn aus dem Marmorblock ein Bild werden soll, wie viele Stücke und Splitter müssen erst unter dem Hammer fallen! Ganz ähnlich beim lebendigem Menschen, der zum edlen Herrn und Herrscher der Erde geformt werden soll. In ihm ringen starke Kräfte nach verschiedenen Richtungen; die einen ziehen aufwärts, die andern in die Tiefe, wie der heilige Paulus einmal so anschaulich schreibt: "Dem innern Menschen nach habe ich zwar Freude am Gesetze Gottes; aber ich nehme in meinen Gliedern ein anderes Gesetz wahr, das dem Gesetz meines Geistes widerstreitet und mich gefangen hält unter dem Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern herrscht" (Rom. 7, 22). Aehnlich hat schon vorher ein Dichter der Alten gesagt: Ich erkenne wohl das Bessere und billige es; dennoch folge ich so leicht dem Schlechteren.

Dieser Widerstreit beginnt schon in den Kindern, auch in geordneten Familien. Der französische Philosoph Rousseau hat viel davon gesprochen und geschrieben: man muss die Natur nur ruhig sich entwickeln lassen; dann wird von selbst alles gut. Aber die Erfahrung ist dagegen: auf allen Gebieten. Lass den Garten in Ruhe: es wird bald ein Wildnis daraus. Lass die Pflege der Obstbäume: bald tragen sie nur noch unansehnliche oder saure Früchte. Kümmere dich nicht um deine Haustiere: bald werden sie verwildern.

So geht es auch bei den Menschenkindern: sollen sie recht gedeihen, so muss ich mich ernst um sie annehmen; muss manches wegnehmen, was ihnen gefällt, muss anderes in ihnen fördern, was ihnen zunächst beschwerlich fällt. Mit anderen Worten: ich muss manche Opfer von ihnen verlangen; ohne Opfer geht es nicht. Gerade tüchtige, begabte Kinder müssen oft die grössten Opfer bringen, wenn ihnen die guten Anlagen nicht gefährlich werden sollen. Nur wer sich manches versagen, auf vieles verzichten kann, wird seine Anlagen recht zu entwickeln vermögen. Wie oft findet man Menschen, die alles haben, um tüchtig wirken, sich und andere glücklich machen zu können. Leider fehlte ihnen nur das rechte Mass; sie haben nicht gelernt, sich zu beherrschen, und so richten sie mit all ihren wertvollen Kräften viel Unheil an. Das ist so schade. Daher dürfen wir nicht zu zart und feinfühlig sein, sondern müssen die Kinder auch ernst und kraftvoll anzufassen wissen, damit das Unkraut, die Unart nicht emporkommt und das Gute überwuchert. Wir müssen gut sein, aber nicht gutmütig; gut, indem wir aus den Kindern etwas Ordentliches machen wollen; nicht gutmütig, indem wir glauben, mit Gewährenlassen und Opferscheu das Ziel zu erreichen.

Kinder haben übrigens meist mehr Verständnis für Opfer und Entsagung, als man glaubt. Man muss es ihnen nur in der rechten Weise nahebringen. Natürlich darf man von ihnen auch nichts verlangen, was ihre Gesundheit schädigt. Beim Essen und Trinken kommt daher nicht so sehr ein Abzug in Betracht als vielmehr: nicht wählerisch sein, nicht schmeckerisch; aufhören können, wenn man gesättigt ist, auch wenn es noch so gut gefällt; auf eine Lieblingspeise auch einmal verzichten können. Vor allem sollen Kinder auch von alkoholischen Getränken ferngehalten werden, und man soll sich hüten, in ihrer Gegenwart sich darin geniesserisch zu zeigen. So gibt es zahllose Gelegenheiten, die Kinder an kleine Abtötungen der Zunge zu gewöhnen. Ebenso wichtig ist es, das Pflichgefühl stets neu zu wecken gegenüber der Arbeit. Wenn sie aus der Schule kommen, möchten sie am liebsten nur spielen; nein, erst die Aufgaben machen, oder wenigstens: eine bestimmte Stunde dafür festsetzen und dann darauf bestehen; und kein Ueberfliegen dulden. Ausserdem sollen die Kinder schon früh gewöhnt werden, bei passenden Arbeiten im Hause zu helfen, natürlich ohne Ueberanstrengungen. Ferner das bei Kindern so gefährliche Gebiet der Empfindlichkeit: das passt mir nicht, das tut mir weh, dahin mag ich nicht und was es sein mag. Fast immer möchten sie etwas Anderes, als was sie gerade sollen; da heisst es: auf Ordnung bestehen, die Empfindlichkeit überwinden. Und zuletzt das Reich der Liebe: auch Kinder können schon sehr abstossend sein, wenn dieser oder jener Kamerad ihnen nicht passt, nicht fein genug oder unansehnlich ist; sie sollen früh lernen, mehr auf die Seele, die geistige Haltung zu sehen als auf das Aeussere; sollen gerade armen und kranken Gefährten mit Aufmerksamkeit begegnen. Alles das, um die niederen Triebe zu überwinden, den Geist zur Herrschaft zu bringen.

In jedem Kinde steckt ein Held, doch meist in verschiedener Form. Es gilt zu erkennen, wohin in deinen Kleinen der Held streben muss, um besondere Aufgaben dafür zu stellen. Für die einen bedeutet es etwas Grosses, in schlichter, ge-

flickter, wenn auch sauberer Kleidung ohne Murren zu gehen; für die andern wird es so schwer, vom kleinen Besitz an Spielsachen usw. etwas abzugeben; das dritte will nicht lernen, beim Spiel grosszügig zu sein, möchte stets den Gewinner und Herrn machen. So gibt es mannigfache, verschiedene Formen, und es ist für ernste Eltern eine schöne Aufgabe, den Kindern manchmal passende Proben zu stellen. Gewiss versagen sie oft; aber jeder Sieg wirkt auch lange nach. Leider haben manche Eltern den Hauptgrundsatz: meine Kinder sollen es einmal gut haben, besser als ich; das wäre nicht schlimm, wenn sie unter dem "Gut haben" nicht äussere Bequemlichkeit oder gar Glanz verständen. Kinder können es im Leben nicht wirklich gut haben, wenn sie nicht zeitig gelernt haben, dass der Geist herrschen muss, nicht das Gelüste. Dann werden sie sich überall stossen, werden unzufrieden und verlieren leicht den Halt.

Darum: wenn ihr es wirklich gut mit den Kindern meint, gewöhnt sie frühe an Ordnung, Pflichtgefühl und Opfer, auf dass "ein gesunder Geist im gesunden Leibe wohne."

Geht es dich an?

In der Nähe von St. Louis in Amerika wohnte ein reicher und angesehener Gutsbesitzer. Eines Tages wurde er gebeten, für die Nüchternheitssache einen Scheck zu geben.

"Das geht mich nichts an!" antwortete er geringschätzig, "ich trinke nur ganz mässig."

Einige Tage später fuhr er in seiner Droschke nach dem Bahnhof, um seine Frau und seine beiden Töchter abzuholen. Sie waren lange verreist gewesen und er hatte alles für einen grossartigen Empfang vorbereitet. Reicher Blumenschmuck erwartete die Heimkehrenden.

Als er aber auf dem Bahnhof angelangt war, sah er, wie die Beamten hin und her rannten und von den Leuten mit bleichen Gesichtern bestürmt wurden.

"Was ist denn los?" Mit diesen Worten wandte er sich an die Nächststehenden.

"Der Schnellzug, der erwartet wird, ist sechs Stunden von hier auf einen Güterzug aufgefahren. Es ist ein grosses Unglück geschehen."

Jetzt sprang er erschreckt aus seinem Wagen, es war ja der Zug, mit dem seine Angehörigen kommen sollten. Eiligst lief er zum Bahnvorsteher und verlangte einen Extrazug, um nach der Unglücksstätte zu fahren und sich zu vergewissern, dass seinen Lieben kein Leid geschehen sei. Doch ein Extrazug konnte nicht bereitgestellt werden.

"Dann wenigstens eine Lokomotive! Hundert Dollar für eine Lokomotive!"

"Es geht nicht!"

"Dann fünfhundert Dollar für eine Maschine!"

"Es ist unmöglich!"

Er musste warten, in qualvoller Ungewissheit sich gedulden. Langsam ging der Zeiger der Bahnhofsuhr voran, tausend schreckliche Gedanken jagten durch seinen Kopf. Sollten seine Lieben unter den Verunglückten sein? — Endlich, nach entsetzlich langen Stunden kam ein Hilfszug von der Unglücksstätte an. Darin lagen die verstümmelten Leichen seiner Frau und der einen Tochter. Die andere Tochter war schrecklich zugerichtet, aber noch am Leben. Sie wird zeitlebens ein Krüppel bleiben.

Wie war das Unglück geschehen? Ein Weichensteller hatte getrunken.

O, es kann uns alle recht nahe angehen, wenn unmässig getrunken wird! — — —

Aber auch angenommen, unser persönliches Wohl und Wehe stände nicht auf dem Spiel, — geht es uns nichts an, wenn Tausende unserer Mitmenschen durch eine unheimliche Leidenschaft in körperliches und geistiges Elend getrieben werden, wenn — vielleicht nicht weit von uns — ein Frauenherz aufschluchzt in unsagbarem Weh', wenn umflorte Kinderaugen ohne Zahl uns wehmütig anschauen und gleichsam rufen: "Gebt uns doch wieder einen guten Vater?" . . .

Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens, dem Unschuldigen rinnt der Born der Jugend auch im Alter.

—E. M. Arndt.

Wie der Rauch die Bienen aus dem Bienenstock verjagt, so verjagt die Gefrässigkeit geistige Gaben und Verstandesfähigkeiten.

Jede harte Schule ist für den Menschen, der sie ehrlich aushält, die allerbeste.

Sei nicht zu nachsichtig, sonst hast du das Nachsehen.

Wem es um das Rechte wahrhaft ernst ist, dem wird immer Gott helfen.

Ein Monatsheiliger

DER HL. BLASIUS († 316)

3. Februar.

Dieser Heilige des Morgenlandes geniesst seit Alters auch im Abendlande in allen Kreisen hohe Verehrung und wird auch unter die 14 Nothelfer gezählt. Bei den Griechen wird sein Fest am 11. Februar als gebotener Feiertag begangen, im römischen Martyrologium ist sein Fest für den 3. Februar angesetzt. Mit der Darstellung seines Lebens befassten sich viele Biographen; doch weichen dieselben in verschiedenen Angaben von einander ab, so dass nur die bei allen gemeinsam erwähnten Einzelheiten als geschichtlich erhärtet angesehen werden können. Blasius war zu Sebaste in Armenien von christlichen Eltern geboren, die ihm eine wissenschaftliche Ausbildung zuteil werden liessen. Er wurde Arzt. Seine Milde und Menschenfreundlichkeit bei inniger Religiösität veranlasste seine Mitbürger, Geistliche wie Laien, ihn nach Erledigung des Bischofsitzes seiner Vaterstadt Sebaste zum Bischof zu wählen. Auf ihr Drängen bestieg er den Bischofsstuhl, so sehr er in seiner Bescheidenheit sich dagegen gesträubt hatte. In damaligen Zeiten war die ärztliche mit der seelsorgerischen Tätigkeit oft vereint. Als Seelenarzt war er ein besorgter Hirt für das geistige Wohl seiner Herde. Doch wurde damals der Friede der Christen alsbald durch den heidnischen Kaiser Licinius, welcher über die Niederlage durch Konstantin d. Grossen ergrimmt war, traurigst gestört; wer nicht den Götzen opferte, wurde grausam verfolgt. Die Verfolgung richtete sich zumal gegen Bischöfe und Priester. In Sebaste wütete besonders der dem Kaiser schmeichelnde Statthalter Agricolaus. Die Christen bestürmten ihren geliebten Oberhirten, vor ihm in tiefe Waldeinsamkeit zu fliehen. Dort wohnte er verborgen in einer Höhle. Diesem heiligmässigen, freundlichmilden Bischof begegnete es dort, wie die Legende auch von einigen anderen Heiligen erzählt und wie es bei manchen Martyrern in Amphitheatern vor Tausenden Zuschauern vorkam, dass wilde Tiere traulich sich ihn nahten, friedlich vor seiner Grotte weilten und viele Vögel im Gezweige sein Gebet mit ihrem Sang begleiteten. Anlässlich einer Jagd des Agricolaus verrieten aber die beim Schalle der Hörner auseinanderstiebenden Tiere seinen Aufenhalt.

Der geschmeidige Agricolaus versuchte ihn nun durch höfliche Vorstellungen zu bewegen, die Gunst des Kaisers durch Götzenopfer zu erwerben. Er lehnte dies aber höflich und standhaft beharrlich ab. Nun liess ihn der Statthalter mit Stöcken schlagen, dann auf der Folter mit eisernen Kämmen zerfleischen und in das Gefängnis werfen. Fromme Christinnen hatten mit seinem Linnen sein vergossenes Blut aufgetrocknet; sogleich befahl auch ihnen Agricolaus, den Göttern zu opfern.

Diese Frauen verlangten, die Götzenbilder an das Seeufer zu tragen wo sie zuvor ihre blutbefleckten Hände sich reinigen wollten. Sie taten dies, stürzten aber die Götzenbilder ins Wasser: "Sehet, was das für Götter sind, die sich von schwachen Frauen in die Flut stürzen lassen!" Auf diese Worte hin wurden sie gefoltert und schliesslich, als sie trotzdem standhaft den einen wahren Gott als treue Katholiken bekannten, enthauptet. Blasius ermutigte inzwischen im Gefängnisse die Christen; auch werden aus jenen Tagen über ihn viele Wundertaten ob der Kraft seines Gebetes erzählt, u. a. wurde ein Knabe, dem eine verschluckte Fischgräte im Halse stecken blieb, vom Erstickungstode gerettet. Nach vergeblichen Verhören und Martern gebot der Statthalter den Soldaten, ihn in den See zu stürzen. Der dahin abgeführte Heilige ging zu deren Erstaunen wie auf festem Boden weit in den See. "Wenn ihr meint," rief er den Heiden zu, "dass eure Götzen die gleiche Macht haben, wie mein Gott und Herr Jesus Christus, so kommt über das Wasser zu mir und holt mich." Gegen 68 heidnische Soldaten versuchten dies, versanken aber spurlos. Blasius kehrte freiwillig ans Ufer zurück und wurde nun von dem beschämten Agricolaus zur Enthaupting verurteilt. Reliquien dieses Heiligen zeigt man zu Ragusa, Tarent, Maratea bei Neapel und in St. Blasien (Schwarzwald). Bekannt ist die in vielen Diözesen übliche kirchliche Erteilung des Blasiussegens am 3. Februar, wobei der Priester mit der linken Hand zwei geweihte Kerzen in Form eines Andreaskreuzes vor Gesicht und Hals des zu Segnenden hält, in der oberen Oeffnung der Kerzen das Zeichen des Kreuzes macht und dabei das Gebet spricht: "Durch die Fürbitte des hl. Bischofs und Martyrers Blasius bewahre dich vor allem Uebel des Halses und vor jedem anderen Uebel Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist."

An je weniger Bedürfnisse wir uns gewöhnt haben, um so weniger Entbehrungen drohen uns.

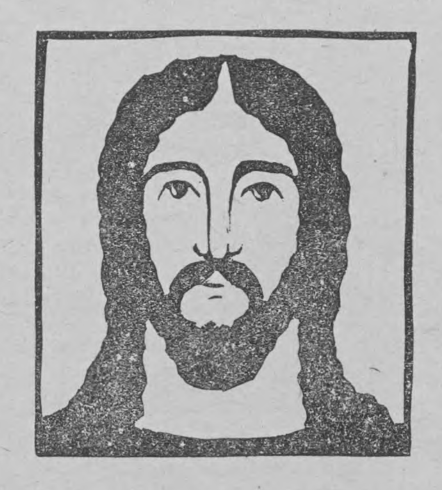
Unverstanden

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Ich meine damit das Los des katholischen Priesters. Es gibt ihrer 400,000 auf dem Erdenrund. Sie sind im Durchschnitt die besterzogenen und beststudierten Männer der menschlichen Gesellschaft. Sie wandeln auf der Menschheit Höhen; streben nach Verwirklichung des Evangelischen Menschheitsideals, das da ist Christus- und Gottesähnlichkeit; haben keinen andern Wunsch als alle Sterblichen hinter sich her und himmelan zu ziehen. Dennoch bringt man ihnen auffallend wenig Verständnis entgegen.

Beobachte ihn auf dem Zug oder Autobus: er wird von den meisten gemieden. Nur selten, dass sich jemand in ein Gespräch mit ihm einlässt. Woher kommt es? Es mag einerseits daher kommen, dass er in seiner Art sich nicht sehr volkstümlich und ansprechend benimmt. Diese wünschenswerte Eigenschaft ist halt nicht jedem gegeben. Auch hat die Seminarerziehung ihn etwas scheu und eingezogen gemacht. Ausserdem weiss er ja auch bei der heutigen Religionsmengerei nie, wen er vor sich hat, und wie sein Angebot auf Unterhaltung angenommen wird. Mögen doch einige seiner Mitreisenden königliche Seelen sein. Solche, die da sagen könnten: Ich hab die Priester gern! Solche, die wie die Heiligen den Boden küssen möchten, wo des Priesters Fuss gestanden. Solche, wie der hl. Paulus sie in Galatien angetroffen: "Wie einen Engel Gottes habt ihr mich aufgenommen, ja wie Christus selber; ihr hättet euch die Augen ausgerissen und sie mir gegeben." Gerade so gut könnten es aber auch solche sein, die für den Priesterrock nicht das Geringste übrig haben; denen Vorurteile oder kommunistische Verhetzung den klaren Blick getrübt. So muss der Priester im Verkehr mit den Menschen die grösste Vorsicht anwenden. Und das macht ihn zum grossen Einsamen, der unverstanden und oftmals missverstanden seine Wege wandern muss. Ein grosses Leid für ihn! Besonders bitter dort, wo Menschen seines eigenen Glaubens und Glieder seiner eigenen Herde es verursachen.

Gibt es doch Katholiken, die nichts als Flecken am geistlichen Gewande sehen und deshalb den ganzen Priesterstand verdammen. Sind vielleicht im Leben mal mit einem Priester zusammen getroffen, der nicht so war wie er sein sollte. Wie dem auch



sei: Ihre Haltung ist sicher unvernünftig. Den wer möchte die Sonne vom Firmament verbannen wegen der zeitweiligen Ansammlung von Asche und Schlacke auf ihrer Oberfläche! Diese verursachen manchmal grosse Wetter- und Erntestörungen; trotzdem bleibt sie das Leben und die Freude der Welt. Vielfältige Ursachen von Missverständnissen dem Priester gegenüber liegen in seinem AMT.

Jeder Pfarrverwalter muss z. B. auf Zahlungen an die Kirche bestehen. Traurig genug, dass er so viel Zeit und Kraft darauf verschwenden muss; er weiss aus Erfahrung, welche Qual es bedeutet. Das Schlimmste daran ist, dass gewisse "Katholiken" die Unterhaltungspflicht gegen die Kirche und ihre Diener nicht einsehen wollen. Sie meinen, der Priester solle leben wie die Schmetterlinge, von Luft und Sonnenschein. Ihre Religion reicht halt nur bis zum Geldsack; so bald DER ein wenig gedrückt wird, ist's mit allem vorbei, weil nun das böse Gewissen sich stets eine Rechtfertigung schuldet, nennt man den Priester "money grabber" (Geldraffer). Und dabei ist es eine Tatsache, dass nur sehr wenige Seelsorger im wilden Westen je das ihnen zustehende Jahresgehalt beziehen. Und Erzbischof Neil von Toronto hinterliess, als er vor wenigen Jahren starb, sag und schreibe $78.00!

Da ist das moderne Arbeiterproblem. Der Radikalismus erstrebt seine Lösung auf dem Wege der Gewalt, durch Dolch und Maschinengewehr. Der Priester besteht auf Anwendung christlicher Mittel. Jene wollen Revolution; ER will Reform. Das wird ihm in weiten Kreisen verargt und er wird als Feind des Volkes verschrien. Dabei hängt kein Herz so sehr am Volk wie das Priesterherz. Ist er meistens nicht selber ein Sprössling aus grossen Familien? Hat er nicht selber in seinen Jugendtagen inmitten der Arbeiternot und Armseligkeit der kleinen Leute gestanden und mit seinen Geschwistern darunter gelitten? Und er sollte keine Aenderung dieser Zustände herbei führen wollen? Es wäre Verrat an seinem eigenen Fleisch und Blut.

Neuzeitliche Laster machen sich breit, wie z. B. die sündhafte Kinderbeschränkung. Der Priester stemmt sich dagegen. Warum? Gottlose Gelehrte nennen das ganze Problem eine

"Machtfrage der Römischen Kirche". Gewöhnliche Leute behaupten, der Priester hätte kein Verständnis für Ehestand und Familienleben. All diese Erklärungsversuche schiessen leider am Punkt vorbei. Der Ehemissbrauch ist einfach eine Verkehrung der sittlichen Weltordnung: was der Schöpfer wesentlich in den Dienst der Erhaltung des GESCHLECHTES gestellt hat, darf nicht zu rein persönlichem Geschäft erniedrigt und ausgehöhlt werden. Das allein ist für ihn massgebend Selig, wer sich zu dieser hehren Anschauung und mit ihr zur Beherrschung seiner Triebe durchzuringen vermag!

Oft gibts zwischen Seelsorger und Pfarrangehörigen Zusammenstösse auf POLITISCHEM Gebiet. Gerade HIER will man dem Priester nicht selten jede Zuständigkeit absprechen, ihm das Recht der freien Aussprache verwehren und mit Gewalt für immer den Mund verschliessen. Besonders im KRIEG möchte man ihn zu nationalistischer Stellungnahme drängen. Die aber kränkelt doch stets an bedauerlicher Einseitigkeit, Engherzigkeit und Leidenschaftlichkeit. Ist es da nicht viel besser, die internationalen Zänkereien von HOEHERER Warte aus zu sehen? Ihnen gegenüber zu treten mit den Augen Jesu Christi, so wie der Papst es tut? Mit nationalem Uebereifer, der nach Rache schreit, ist wahrhaftig der Völkerversöhnung nicht gedient; wohl aber mit jener gemässigten Heimatliebe, die keinem andern den Platz unter der Sonne verwehrt.

So machen sich allerlei Meinungsverschiedenheiten geltend im Verkehr zwischen Priester und Menschen. Sie treten auf in Fragen der Frauenkleidung, des Lesestoffs, des Sportwesens, des Schul- und Erziehungssystems. All diese Dinge beurteilt der Mann Gottes nicht nach dem Strom vergänglicher Tagesmeinungen, heute so und morgen so. Er beurteilt sie stets "sub specie" aeternitatis" (im Licht des Glaubens und der ewigen Werte.) Kein Wunder deshalb, dass es zwischen ihm und reinen Diesseitsmenschen zu schweren Spannungen kommt, die gelegentlich in stärkerer Gemütsabkühlung oder gar in dauernder Entfremdung enden. Der Priester ist kein Fanatiker. Dank seiner Erziehung hält er sich überall an das berühmte Wort des hl. Augustin: "in veritate unitas, in dubiies libertas, in omnibus caritas." Das heisst auf Deutsch: in Sachen der Wahrheit Einigkeit, in zweifelhaften Dingen Freiheit, in allem aber Liebe. Wo in der Welt gäbe es einen besseren Grundsatz, an den man sich halten könnte!

Trotz allem wird der Priester von vielen nicht begriffen. Manche stellen sogar seine Ehrlichkeit und seine gute Meinung in Frage; andere missdeuten seine Worte und verdrehen sie ihm im Munde. Das macht ihn zum Kreutzträger. Es geht ihm wie seinem göttlichen Meister auf Erden: er konnte es keinem recht machen. Die einen sagten: "Er ist gut"; die anderen sagten: "Er verführt das Volk". Alles in allem ein heiliges Leid! Aber auch hier gilt das Wort des Herrn: Selig, wer keinen Anstoss nimmt!

Hätte er das gewusst!

Dem Papste Leo XIII. geschah es, als er noch Nuntius in Brüssel war, dass auf einer Reise über land ein Rad seines Wagens brach. Er begab sich mit seinem Begleiter in das nächste Dorf, um auf der Posthaltestelle geduldig zu warten, bis der Schaden beseitigt sei. Der Posthalter war über die grosse ihm widerfahrene Ehre hoch erfreut, nahm den Prälaten mit aller Liebenswürdigkeit auf und bewirtete ihn.

Joachim Pecci, der Nuntius, erblickte auf der Kommode ein Gebet- und Betrachtungsbuch. Er blätterte darin und frug den Posthalter, ob er auch einmal in dem Buche lese.

"Freilich," antwortete dieser sofort, "Tag für Tag."

"Das freut mich," antwortete der Prälat, "beten macht glücklich!"

Da geriet der Posthalter in heiligen Eifer und erklärte: "Ich lese jeden Tag fünf Seiten in dem Buch. Jetzt bin ich auf Seite 112." — "Gut, gut, mein Sohn," sprach der Kirchenfürst, "bete nur weiter so fleissig! Wer im Gebet für sein Seelenheil sorgt, findet dabei auch sein irdisches Glück!"

Als nach einigen Monaten der Nuntius nach Brüssel zurückkehrte, liess er auf der Poststation haltmachen und begrüsste den Posthalter. Dabei fragte er ihn, ob er auch fleissig in dem Buche gelesen habe.

"Sicherlich," erklärte dieser, "er sei jetzt fast bis zum Ende des Buches gekommen."

Der Nuntius liess sich das Buch reichen und blätterte darin. Wer beschreibt aber das Erstaunen des Mannes, als der päpstliche Prälat aus dem Gebetbuch zwei Banknoten zu je 100 Franken hervorzog, die er bei seinem ersten Besuch hinter Seite 112 hineingelegt hatte.

Der Posthalter wollte vor Bestürzung und Scham in den Boden sinken. Doch der Nuntius sprach: "Sie haben das Reich Gottes nicht gesucht und deshalb sind Sie auch der irdischen Belohnung verlustig gegangen. Lügen ist Sünde!"

Die 200 Franken, den Schatz im Gebetbuch, liess der Kirchenfürst unter die Ortsarmen verteilen.

Mensch und Maschine

Dass die Maschine eine Hauptschuld an der Arbeitslosigkeit trägt — wer wüsste es nicht. Wie erschreckend aber die Einstellung arbeitersparender Maschinen in einzelnen Industriezweigen wirkt, dafür einige Beispiele:

In der Glasindustrie sind sogenannte Owens-Maschinen zur Flaschenherstellung eingeführt worden, von denen jede 80 bis 90 Arbeiter "überflüssig" macht. Die Verwendung von Fourcault-Maschinen zur Herstellung von Fenstergläsern hat die Erzeugungskapazität verdoppelt und 40 Prozent der Handarbeiter aus der Fensterglasindustrie verdrängt. Insgesamt wurden auf diese Weise in der Tschechoslowakei, wo die Glasindustrie ziemlich stark entwickelt ist, 2000 Arbeiter arbeitslos. Von den neuen Maschinen zum Polieren von Glasringen ersetzt jede einzelne nicht weniger als 15 Polierarbeiter.

In der Steinindustrie hat man neue automatische Zerstampfmaschinen eingeführt, von denen eine jede 25 Arbeiter ersetzt. Die Einführung einer neuen Tongewinnungsmaschine machte von je 60 Arbeitern dieses Industriezweiges nicht weniger als 25 "überflüssig".

In der Textilindustrie zeigen sich die gleichen Erscheinungen. Während früher in der Baumwollindustrie eine Arbeiterin zwei bis drei Webstühle bediente, werden heute durch die Einführung von Automatenwebstühlen je nach Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit der Maschine einer einzelnen Weberin 12, 15, 18, 20 und mehr Webstühle zur Bedienung zugewiesen.

Die "Modernisierung" einer Zuckerfabrik gestattete die Herabsetzung der Zahl der Arbeiter von 110 auf 62.

"WENN DU NOCH EINE MUTTER HAST!"

Von Martha Zimmermann, Freiburg i. Br.

Wie rasend lief sie durch die Strassen der Stadt. Selbst nicht wissend, wo sie hin wollte; nur getrieben von einem furchtbar ahnenden Gefühl. Es war ihr, als folge ein entsetzliches Ungeheuer ihr nach, gegen das sich ihr ganzes Innere aufbäumte, dem sie sich aber doch einmal ergeben müsste. "Doch nein, es kann nicht sein; mein liebstes Mütterchen darf nich sterben! Und wenn es doch sein müsste?" Dies war der Gedanke, der sie nicht ruhen liess; und was half eigentlich alles Hin- und Herlaufen, konnte ihr jemand diese Frage beantworten? Da stand sie gerade vor einer Kirche; sie ging hinein. Aber da war alles so still, und wenn sie auch noch so laut ihren Schmerz hätte hinausgeschrien, nur der Widerhall ihrer eigenen Worte, das wäre die Antwort gewesen. Müde und traurig sank sie auf eine Bank. Plötzlich kamen ihr die Worte in den Sinn: "Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" Da kniete sie nieder, betete und betete. Alles Flehen aber gipfelte in den wenigen Worten: "O himmlischer Vater, lass mir mein Mütterchen!" Diese kamen immer und immer wieder von ihren Lippen. Zuerst ganz stürmisch, dann aber immer ruhiger. Zuletzt bat sie um Stärke. Als sie ging, wusste sie, dass ihr eine schwere Stunde bevorstand.

Mit heiterer Miene, wie immer, kam sie des Abends in die Klinik. Da sagte ihre Mutter plötzlich: "Ich habe so schwer geträumt, ich sah dich bitterlich weinen." Einen Augenblick war es ihr, als müsste sie ersticken, doch schnell fasste sie sich wieder: "Du böses Mütterchen, du denkst sicherlich an so traurige Sachen, und dann träumt man auch davon. Das darfst du nicht tun." Und mit einem herzlichen Kuss bekräftigte sie ihre Worte.

Ein paar Tage später läutete es plötzlich; es kam eine Schwester von der Klinik: "Sie mögen einmal in die Klinik kommen." Der eigenartige Ton und die vorsichtig gewählten Worte erklärten ihr alles. In der nächsten Minute stand sie am Totenbett ihres lieben Mütterchens. — Es gibt im Leben Stunden, die sich nicht schildern lassen; vergebens wird man nach Worten suchen, die diese heiligsten Gefühle wiedergeben. Zu diesen Stunden gehört auch die Sterbestunde einer Mutter. — Der Geistliche, die Aerzte und Schwestern reichen ihr die Hand und sprechen als erste ihr Beileid aus. Sie weint nicht, sie ist wie gelähmt.

Es vergingen Wochen, und noch immer war sie wie in einen traumhaften Zustand versetzt. Manchmal erwachte sie des Morgens und wollte dann zur Klinik. Da trat die Wirklichkeit mit all ihrer Bitterkeit vor ihre Seele; und allmählich kam ihr alles wieder zum Bewusstsein. Jedes unfreundliche Wort, jede kleinste lieblose Gebärde ihrer Mutter gegenüber stieg nun vor ihr auf als riesengrosses Vergehen und schmerzte unendlich. "Nie mehr kann ich ihr sagen, dass es doch nicht so gemeint war, und nie mehr kann ich es wieder gutmachen." Doch bald gesellten sich zu diesen schwarzen Gedanken leuchtende freudige Erinnerungen. Sie hatte ihrer Mutter ja auch oft Freude bereitet. Und der Gedanke daran war ihr wie heilender Balsam auf eine tiefe Wunde.

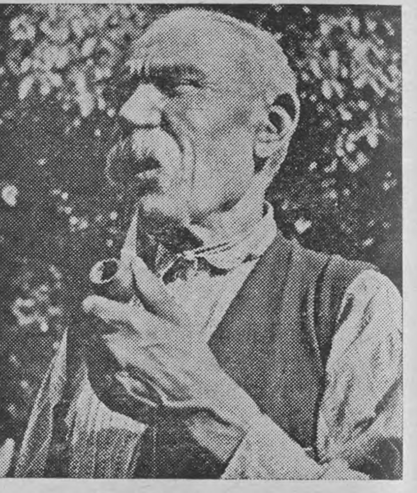
"Wenn du noch eine Mutter hast!" Ja, wenn du noch eine Mutter hast, dann sorge dir für diesen Balsam, denn auch für dich wird einmal die schwerste Stunde kommen, da dir das Schicksal diese Wunde schlägt.

Helden in Eis und Schnee

Der Oblatenmissionar Stephan Bazin, Missionar auf Iglulik (70 Grad nördlicher Breite) sandte im April 1934 an seinen Bischof aus der Polarzone einen Brief, den dieser im August erhielt und der Fideskorrespondenz zur Verfügung stellte. Es spricht aus diesem Briefe ein schlichter, selbstverständlicher Heldenmut.

Am 24. Juli 1933 hatte P. Bazin in der armseligen Bretterhütte, die ihm als Kapelle, Wohnung und Vorratsraum für den Winter diente, gerade seine Messe gefeiert. Da brach Feuer aus. Ein rasender Sturm setzte ein. Es bestand keine Möglichkeit zum Löschen. Gerade konnte der Priester noch die drei geweihten Hostien bergen, die er im kleinen Tabernakel verwahrte und nach dem Gebetbuch in der Eskimosprache greifen. Im Augenblick war die Arbeit von drei vollen Jahren vernichtet. Kein Brevier mehr, kein Kultusgerät, nichts mehr zu essen, allein auf der Insel. Gottseidank kamen nach zwei Tagen Eskimos. Einer hatte den Brandgeruch auf 15 Km. Entfernung von der Insel wahrgenommen. Sie nehmen den Priester mit sich. Dieser kehrt aber nach kurzer Zeit zu seiner Insel zurück. Unter den Ueberresten der Hütte sucht er nach nicht ganz verkohlten Holzteilen und zimmert sich ein Notobdach. Wallrossfell diente als Dach, die ausgespannten Gedärme der Tiere wurden zu Fenstern, die schwach das Tageslicht durchliessen. Wenn nur nicht die Hunde so häufig Appetit auf diese Fensterscheiben gehabt hätten . . . "Eine ärmliche Behausung", meinte der Bauherr, "aber nächstes Jahr kommt der Ausbau . . ." Der Pater beginnt zu fischen und speichert die Fische auf für die schlimme Jahreszeit. In den ersten Septembertagen ist der Missionar von Iglulik fern, da fährt eine Golette vorbei. Sie hält sogar einige Stunden. Aber die Eskimos verstehen kein Englisch, und die Bestazung beherrscht die Eskimosprache nicht. Und wiederum ist der Missionar in der entsetzlichen Einsamkeit. An Mut fehlt es ihm nicht, auch nicht an Humor, den schlimmen Dingen eine gute Seite abzugewinnen. Er hat aus dem Brand nur die Sutane gerettet, und damit muss er sich in der Kälte begnügen. Bis es wieder gelingt, ein Renntier zu schiessen, um sich aus dem Fell ein warmes Kleid zu machen, muss er Kleider und Decken der Eskimo borgen und empfängt damit auch — deren Läuse. Die Gesundheit hält glücklicherweise stand. Die Nahrung ist sehr schlecht und manchmal kommt ihn die Lust an, ein gutes Frühstück wie in seinem fernen Burgund zu bereiten. Er legt ein halbes Dutzend der unförmlichen halbverkohlten Bohnen auf den Rost, wie er sie nach dem Brand aus der Asche gezogen hat. Er schliesst die Augen und findet das Essen ausgezeichnet. Jetzt eine Tasse Tee. Er bringt das Wasser zum Kochen, schliesst aufs neue die Augen, — diesmal nicht ganz: denn der Tee schmeckt wunderbar. — In Schnee und Eis begraben ist der Priester mit seinen Eskimos ganz allein, nur darauf bedacht, sie zu unterrichten. Unermüdlich bringt er den Jungen den Katechismus bei, damit diese ihn ebenso rasch wieder vergessen. Er muss den Alten den Kopf zurechtrücken, die sich ein Christentum nach ihrer Art zurechtlegen möchten. Keine Messe, kein Brevier, keine Lektüre, auch keine Kommunion. Er bewahrt die drei Hostien auf, die er aus dem Feuer gerettet hat. Nur an grossen Feiertagen ist Kommunion. Am 8. Dezember, dem Fest der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis, dann zu Weihnachten . . . Kann man überhaupt die namenlose Einsamkeit in Worte fassen, in der der junge Missionar lebt? Seit vier Jahren ist er in Iglulik stationert, kaum zwei oder dreimal hat er Weisse gesehen. Er hat keine Nachrichten mehr erhalten seit undenkbarer Zeit. Er erinnerte sich an den letzten Brief, den er erhielt — mit einem Jahr Verspätung. Er enthielt die Todesnachricht seiner alten Mutter. 1933 geht zu Ende. Juni 1934 will er seinen Kurier von 1931/33 aufsuchen. Frühjahr 1934 ist er auf Besuch bei den Missionaren von Repulse Bay, die ihm eine tröstliche Nachricht verkünden. Der Bischof hat seine Mission Iglulik offiziell anerkannt — er weiss noch gar nicht, dass der Brand dort ausbrach — und will ihn alle zwei bis drei Jahre mit dem Missionsboot "Pius XI." verproviantieren. P. Bazin schreibt seinen Brief zu Ende, den er seit bald neun Monaten mit sich herumträgt und schickt ihn ab. Dann geht's wieder auf den Posten zurück, 960 Kilometer mit dem Schlitten im Schnee. Kaum hat Bischof Turquetil den Brief seines armen Missionars in Händen, entschliesst er sich, ihn in seiner Einsamkeit aufzusuchen. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit muss das Missionsboot "Pius XI." auslaufen. Es verlässt Churchill am 27. August. Da setzt ein Sturm ein. Das Boot wird eine Zeit lang im Eis eingeschlossen. Am 3. Oktober kehrt der Kapitän wieder in den Hafen zurück. Sein Schiff hat durch das Packeis gelitten. Die Reise wird erst zu Beginn der schönen Jahreszeit wieder möglich sein und P. Bazin muss einen fünften Winter allein auf Iglulik zubringen.

Vom Schusterseppel



Liebe Leser und Leserinnen.

Wenn ihr heit den Mariabot uffschloge tut, dann werd's ihr das Bild von mein ganz natierliches G'sicht finne. Fier die junge Madle tut mein G'sicht net mehr sein, vonwege weil mein Schnauzer net stylisch is und weil mein scheenes Haar schon ganz fiess verschwunne is. Die Pauline hot's net gegliche, dass ich solles Bild zum Poter h'nieber geschickt hob.

"Was werde die Leit ieber mich soge und spreche? Kein frisches Hemd tust net anhobe und auch kein Kiettel net. Ich muss mich grod totschäme vor die Schand, was du mir antue tust."

So hot die Pauline gesproche, ober, was mich angehe tut, ich hob mir gedenkt: "Lass die Leit spreche was sie zu spreche gleiche. Was ein guder Christ is, der schaut net uf's Hemd und auch net uf'm Kiettel, das Herz, welles mir inside von unsre Brust troge und die unsterbliche Seele, das tut die Hauptsach sein am Mensche.

Ich kann eich soge, liebe Leser und Leserinnen, ich tu meine Erfohrung hobe von wege die menschliche Eitelkeit. Ihr werd's mir net glaube, wenn ich eich verzähl, was mir uf meinen eigenen Hochzeitstog gepassiert is. Von das Tanze uf meine Hochzeit hob ich eich schon eimol geschriebe. Ober ich hob noch net verrote, wie dass es mir mit mein Hochzeitskiettel ergange is.

Seht ihr's: Wie ich zu meine Mutter gesproche hob und vermeldet hob, wie dass ich die Pauline freie werd, do hen mir denn beide berote, was wellen suit ich uf meine Hochzeit troge soll.

"Seppel," hot meine Mutter g'sogt, "da hen mir noch den schenen schwarzen suit vom Vater hänge. Grad wie nei tut er sein und ich denke, den werst du anziehe."

Ich bin ober net einverstanne gewest mit sollen Rat. Ihr miesst's nämlich wisse und zur Kenntnis nehme, dass ich mir schon lange einen Kiettel gewienscht hen, wie die Päter im alte Land ihn troge tue, einen schwarzen Kiettel, was bis unner die Knie reicht und was mir daham Gehrock genennt hen. So was, hen ich bei mich gedenkt, tut schmart aussehe und stylisch.

Ich hob also zu meine Mutter von sollen Kiettel gesproche, und nochher bin ich zum Klatzer Anton h'nieber g'gange, was ein guder Schneider gewest is.

Grad am Tog vor meine Hochzeit is der Kiettel fertig gewest. Ich hob ihn gleich angeprobiert. Und wie ich ihn angezoge g'hat hob, da hob ich g'sehe, wie das die Aermel about drei Finger zu lang wore.

Schnell bin ich zum Klatzer Anton h'nieber gesprunge um ihm die Bitt anzutroge, den Kiettel uffzufixe, ober der Anton wor net mehr daham gewest. Er wor uf die Stadt gefohre. Was soll ich jetzen mache? hob ich mir gedenkt. Da is mir der Gedanke komme:

"Mir hen ja so viel Weibsleit im Haus. Fier was sein denn die uf der Welt wenn net fier das Kitteluffixe?"

Meine Mutter is fiess am anbeite gewest, so hen ich sie denn net störe wolle, aus was welle Ursach ich zur Anna g'gange bin, was unsre Magd wor. Solle Anna hob ich ganz höflich angesproche:

"Da schau, Anna, da tust mein Hochzeitskiettel sehe. Tu mir doch die Aermel grad uf die Finger drei abschneide, vonwege weil sie zu lang sein tun."

"Lieber Hiemmel', hot die Anna ganz ufg'regt geschriee, "jetzten kummt er mir auch noch mit den Kiettel. Die Kieh sein noch net gemolke, die Gäns sein noch net im Stall, in der Kuchel soll ich helfe, die gude Stube fier morge herrichte — man tut gornet wiesse, was man zuerscht anpacke soll."

"Gut", hob ich zurieckgeantwort, "wenn's net geht dann tut's halt net gehe. "Und ich hob mein Kiettel genomme und bin in die Kuchel gegange, wo die Keilmeierin, was uf jede Hochzeit das Koche versorgt hot, auch fier meine Hochzeit am Schaffe wor.

'Liebe Keilmeierin, ich weiss, ich tu net umsonst zu eich komme, weil ihr ein Weibsleit seid, was ein Herz hobe tut. Schauts da, mein Hochzeitskiettel. Die Aermel sein drei Finger zu lang. Der Klatzer Anton is net daham, und ich muss den Kiettel morge ufgefixt hobe, vonwege weil ich in sollen Kiettel und in kein anren der Pauline ewige Treue schwöre will. Tut's mir doch

die Aermel abschneide. Das sein nur poor Minute fier eich und eine grosse Freid fier mich."

"Uf dich hob ich grod gewart. Meinst, ich bin eine Flickerin? Die Leit wollen's Esse hobe und du willst auch fier deine Hochzeit alles schön gebrote und gekocht hobe. Tu nur weiter gehe mit dein Kiettel, ich werd mich net verreisse, hab grod so viel zu schaffe, dass ich's net mehr stände kann."

So hot mich die Keilmeierin mit ihr rotes G'sicht angeschriee, und ich hob mein Kiettel genomme, und bin schnell zur Mutter gelaufe. Ich hob ihr alles verzählt und hob sie nochher gefrogt, ob sie fier ihren Sohn, was morge heirote will den Kiettel uffixe kennt.

"Allweil tu ich keine Zeit net hobe, Seppel", hot die Mutter g'sogt. Lass den Kiettel grod in meiner Stuben, ich werd ihn schon herrichte."

Hen ich mich gefreit, wie die Mutter solles zu mich gesproche hot. Schnell hob ich den Kiettel zur Mutter h'nauf getroge, und bin nochher h'nieber zur Pauline g'gange.

Wie ich bei die Leit von der Pauline g'sesse hob, da is meine Mutter hergange und hot mir die Aermel abgeschnitte. Nochher hot sie den Kiettel genomme und hot ihn in meine Stuben getroge.

Noch'm Esse, wie die Keilmeierin fertig wor mit ihre Arbeit, do hot sie sich uf eimol gedenkt: "Der orme Seppel. Ich hen ihn fiess angeschnauzt vor seinen Hochzeitstog. Ich werd grod hingehe und ihm die Freid moche und die Aermel drei Finger abschneide."

Und so is sie denn gegange und hot die Aermel von meinen guden Kiettel noch eimal kürzer g'macht.

Wie sie fertig wor und ins Bett g'gange wor, da hot die Anna grad in der Kuchel gesesse und hot sich die Fiess gewosche. Und wie sie so am Fiesswasche wor, da is ihr der Gedanke komme, wie dass es doch gornet schen gewest is, einen Breitigam gor keine Hilf net gebe, wo er doch in arg grosse Not g'west is.

"Jetzten hob ich noch grad Zeit, ihm den Kiettel ufzufixe", hot sie sich gedenkt und is den Kiettel suche gange. Wie sie ihn gefunne hot, is sie mit die Schere, mit Nadel und Zwirn drangegange und hot meinen Kiettel ein drittes Uffixe gebe.

Am nächste Morge, was weller Morge mein Hochzeitsmorge wor, konnt ich's gornet mehr erworte bis das die Zeit kommt, wo dass ich den Kiettel anlege kann. Die Hose von meinen Vater hot gut uf meine Beine gepasst. Jetzten hot die Mutter den Kiettel doher gebracht, hot ihn noch schnell mit der Hang sauber g'macht, und nochher hob ich ihn angezoge. Wie ich ober angezoge g'hat hob, hob ich meine Auge net getraut: Die Aermel wore fiess kurz oder wore meine Händ gewochse!

Ihr kennt's eich ieberdenke, liebe Leser und Leserinnen, was welle G'sichter und was welle Worte in unsren Haus sollermale zu sehe und zu here wore. Ich hob den Kiettel net troge gekonnt, wie ich die Pauline uf die Kerch gefiehrt hob. Den alten Kiettel von meinen Voter hob ich troge miesse, was weller Kiettel mir fier eine Stund die Hochzeitsfreid genomme hot.

So tut's ihr sehe, liebe Leser und Leserinnen, dass es mit die Eitelkeit net immer gut is. Manchmol kann es fiess schlimm mit ihr werde. Tut's eich wieder eimol eine Lehr aus meine Erfohrung ziehe.

Vonwege weil ich hoffe tu, dass eich mein Bild gefalle werd, schliess ich mein heitiges Verzähle und griesse eich alle von mich und von meine Pauline.

Der Schusterseppel.

Die Tränen der Mutter

Die Mutter sass eines Abends unter der Haustür. Zu ihren Füssen ihr kleines Kind, ein hoffnungsvoller Junge. Sie erzählte ihm vom leidenden Heiland, von seinem grossen Weh auf dem Kreuzweg und seiner unendlichen Liebe zu uns Menschen. Der Kleine lauschte ganz ergriffen. Die Mutter war eine gottinnige Frau, und jedes Wort, das sie sprach, kam ihr aus der Tiefe des Herzens. Plötzlich, bei der Schilderung der Szene, da Maria ihrem kreuztragenden Sohne begegnete, wurde sie so ergriffen, dass ihr die Tränen aus den Augen kamen. Und diese Tränen perlten auf das Haupt des Kindes.

Der Knabe wurde später Ordenspriester und Missionar, der in ergreifender Weise über das Leiden Christi predigen konnte. Wenn er dann auf der Kanzel stand und alles hingerissen war, erzählte er den Vorfall mit seiner Mutter und fügte hinzu: "Diese Tränen meiner Mutter haben mich zu einem Missionar gemacht!"

Nichts ist in der Tat ein grösseres Gut für den jungen Menschen, als der Einfluss einer frommen Mutter. Wilhelm Becker schreibt in seinem Buch "Die religiöse Erziehung": "Das Kind, das auf dem Schosse seiner Mutter das Vaterunser lernt, das von den Lippen der Mutter vom Jesuskind hört, hat eine lebendige Quelle religiösen Lebens in seiner Seele, die weder von der Sonnenglut, noch von den Stürmen des Lebens ganz ausgetrocknet werden kann. Die tiefen und süssen Eindrücke, von der Mutter eingeprägt, bleiben noch frisch und grün, wenn jede andere Erinnerung verwelkt und vertrocknet, ja selbst die Todesangst kann sie nicht zerstören."

DER ERSTE BRANNTWEINBRENNER

Iwan war ein armes Bäuerlein, aber bieder und fromm.

Eines Morgens fuhr er auf das Feld hinaus zur Arbeit. Für seine Mahlzeit hatte er nur ein Stück trockenen Brotes und ein Blechgefäss mit Wasser.

Er verbarg beides sorfältig in einer Hecke, legte die Hand an den Pflug und trieb den Gaul an mit einem muntern Hü!

Mittlerweile kam ein Teufelchen daher. Der Oberteufel hatte es aus der Hölle geschickt mit dem Auftrag, an dem braven Iwan seine Verführungskunst zu versuchen. Dieses entdeckte bald in der Hecke die Mahlzeit und nahm sie weg. Dann kauerte es hinter einen Strauch und hoffte, der Bauer werde, wenn er den Verlust gewahre, weidlich schimpfen und fluchen.

Nach einigen Stunden war der Gaul müde, und Iwan verspürte Hunger. Er liess das Pferd auf der Wiese grasen und ging der Hecke zu, seinen Imbiss zu holen. Er langte hinein und — fand nichts. Er verwunderte sich über alle Massen. "Hab' ich doch keinen Menschen gesehen," sprach er, "aber gestohlen muss es sein. Nun, es wird's halt einer genommen haben, der Hunger hatte."

Sprach's und setzte mit leichtem Magen seine Arbeit fort.

Das Teufelchen war um seine Beute betrogen. Es ging zu seinem Meister Satan und berichtete sein Missgeschick, dass er dem Bäuerlein nichts anhaben konnte. "Taugenichts," donnerte Satan den armen Teufel an, "wenn du mir innerhalb drei Jahren den Bauer nicht fängst, so ersäufe ich dich im Weihwasser!"

Der kleine Teufel bekam Angst. Er sann und sann, wie er den zufriedenen Bauer dem Satan anzuführen könne. Endlich fand er den rechten Weg. Er kleidete sich in ein Bauerngewand und verdingte sich bei dem Bauer als Knecht. Da ein trockenes Jahr im Anzug war, riet der Knecht dem Bauer, im nassen Moorland Korn zu sähen. Allerorten verdorrte die Saat; nur der Bauer und sein kluger Knecht machten eine grossartige Ernte, so das die Scheune das viele Korn nicht fassen konnte. "Es ist Schade um das viele Brot," sagte der Bauer: "das esse ich meiner Lebtag nicht." Da grinste der teufliche Knecht und sagte: "Kannst du es nicht essen, so musst du es trinken. Dann wirst du schon fertig damit und hast noch deine Freude daran — und ich auch!" Das letzte sprach er aber nur ganz leise und rieb sich die Klauen dabei. Nun lehrte er den Bauer das Schnapsbrennen. Der Bauer machte Schnaps, viel Schnaps aus seinem Korn, und der teufliche Knecht ging ihm an die Hand mit wahrer Teufelslust. Der Bauer kostete seinen Trank. Er kostete immer wieder und trank und trank... Da eilte der schlaue Teufel vergnügt zu Meister Satan und berichtete: "Der Bauer ist dein; er trinkt!"

Meister Satan wollte aber selbst nachsehen. Das Teufelchen führte ihn in das Haus des Bauern. Der sass mit dem Dorfältesten hinter der Schnapsflasche, und beide tranken Glas um Glas. Des Bauern Frau schenkte ein. Als sie mit unsicherer Hand den Schnaps neben das Glas goss fuhr der Bauer zornig auf und schrie: "Dummes Geschöpf, so gib doch acht ‚sonst muss ich dich lehren!" Satan lächelte vergnügt.

Da klopfte ein Bettler and die Tür und bat um ein Stück Brot. "Ich kann nicht alle Hungerleider füttern", polterte der Bauer und schlug dem Bettler die Türe ver der Nase zu. Satan rieb voll Freude die Fäuste an seinen beiden Seiten.

Die Bauern tranken weiter. Eine rühmte des andern Hof, jeder prahlte mit seinem Verstand. Das Teufelchen raunte seinem Meister zu: "Gib acht, jetzt sind sie Füchse; bald werden sie Wölfe sein!" Und richtig! Vom Prahlen kam's zum Necken. Der Dorfälteste kam in grossen Zorn und gab seinem Freunde einen Faustschlag ins Gesicht. Satan wusste sich vor Wonne nicht zu helfen. Aber das Teufelchen kicherte: "Warte nur, die Wölfe werden bald Schweine werden."

Um sich für den Faustschlag zzu rächen, warf der Bauer die Schnapsflasche nach dem Gaste. Dieser floh. Der Bauer torkelte ihm nach. Der Flüchtling fiel. Der Verfolger stolperte über ihn. Beide wälzten sich im Strassenkot und blieben liegen. Satan klopfte seinem Teufelchen auf die Schulter und sagte: "Famoser Kerl, gewiss hast du den Teufelstrank aus Fuchsblut, Wolfsblut und Schweinsblut gebraut."— "O nein," schmunzelte vergnügt das Teufelchen, "den Trank hat der Mensch aus seinem täglichen Brot gebraut. Fuchs—, Wolfs— und Schweineblut sind nicht im Trank, sondern im Menschen. Der Mensch beherrscht sich, denn er ist stark. Aber wenn er meinen Schnaps trinkt, ist die Beherrschung dahin, und die Tiere in ihm werden frei! Lass die Menschen trinken, und deine Ernte ist gross!"

Satan umarmte das Schnapsteufelchen mit Wonne. Dann berief er seinen ganzen Hofstaat. Vor den versammelten Teufeln hing Satan seinem klugen Diener den höchsten Orden um und rief: "Von euch Teufeln allen ist der Schnapsteufel mein bester Diener. Folget seiner Spur!" Von der Zeit an zieht der Schnapsteufel mit der Flasche triumphierend durch die Welt, und hinter ihm her kommt geschäftig die ganze Hölle.

Nach Tolstoi.



Das Gemeindekind

Erzählung von
Maria von Ebner-Eschenbach

(Fortsetzung)

Den Tod des zweiten Enkels erlebte die Virgilova noch, kurze Zeit darauf schlug ihr letztes Stündlein nach schwerem, fürchterlichem Kampfe.

Der Geistliche hatte von ihrem Pfühl nicht weichen dürfen; noch im Verscheiden verlangte sie nach Segen und Gebet, in ihren brechenden Augen war noch die Frage zu lesen: Ist mir verziehen?

Mit Gleichgültigkeit nahm Pavel die Nachricht ihres Todes auf und blieb ungerührt von den Wehklagen, die Virgil über den Verlust seines Weibes antimmte. Der Trost, den er dem Witwer angedeihen liess, lautete: "Kein Schad um die Alte," und Virgil unterbrach die Ergüsse seines Schmerzes, richtete die Augen zwinkernd auf Pavel und fragte halb überzeugt: "Meinst?"

Dies begab sich zu Ende des Sommers, und am ersten Sonntag, der dem Ereignis folgte, liess der Pfarrer Pavel zu sich rufen.

Es war nach dem Segen; der Geistliche sass in seinem Garten auf der Bank unter dem schönen Birnbaum, dessen Früchte sich schon goldig zu färben begannen, ganz vertieft in das Lesen eines Zeitungsblattes. Pavel stand ein Weilchen da, ohne dass er es wagte, den Pfarrer anzusprechen, bevor dieser das kleine, blasse, von einem breitkrempigen Strohhute beschattete Gesicht erhob und nach einigem Zögern sagte: "Dir ist Unrecht geschehen." Sein Blick glitt an Pavel vorbei und richtete sich in die Ferne. "Du hast am Tod des Bürgermeisters keine Schuld."

"Freilich nicht," entgegnete Pavel, "die Kinder laufen mir aber doch nach und schreien: Giftmischer! ... Ich möchte den Herrn Pfarrer bitten, dass er ihnen verbietet, mir nachzurufen: Giftmischer."

"Meinst du, dass sie es mit meiner Erlaubnis tun?" fragte der Priester gereizten Tones.

"Und die Alten," fuhr Pavel fort, "sind auch so. Dreimal hab' ich kleine Fichten gepflanzt auf meinem Grund, etwas andres wächst ja dort nicht. Dreimal haben sie mir alles ausgerissen. Sie sagen: Dein Haus muss frei stehen, man muss in dein Haus von allen Seiten hineinschauen können, man muss wissen, was du treibst in deinem Haus."

Der Pfarrer räusperte sich: "Hm, hm... Das kommt daher, dass du einen so schlechten Ruf hast. Du musst trachten, deinen Ruf zu verbessern."

Pavel murmelte: "Ich hab' mein Zeugnis vom Amt."

"Nutzt alles nichts, wenn die Leute nicht dran glauben," sprach der Geistliche. "Auf den Glauben kommt es an, im grossen wie im kleinen. Zu deiner ewigen Seligkeit brauchst du den Glauben an Gott, zu deiner Wohlfahrt hier auf Erden brauchst du den Glauben der Menschen an dich."

"Wäre freilich gut."

"Du willst sagen, es wäre gut, wenn du ihn erwerben könntest. Willst du so sagen?"

"Ja."

"So bemühe dich. Du hast einen besseren Weg schon eingeschlagen und musst nur trachten, auf ihm vorwärts zu kommen. Ohne Stütze jedoch wird das kaum gehen, die wirst du noch lange brauchen. Bis jetzt war der Herr Lehrer deine Stütze... wird es aber nicht mehr lang sein können."

"Wie? warum? — warum nicht mehr lang?"

"Weil er versetzt werden wird, an eine andre Schule."

"Versetzt?" rief Pavel in Bestürzung.

"Wahrscheinlich."

Einen Augenblick sah der Pfarrer ihm fest ins Gesicht, dann sprach er: "Mehr als wahrscheinlich — gewiss. Mache dich darauf gefasst und überlege an wen du dich wenden kannst, wenn der Lehrer fortgeht, zu wem du in diesem Falle sagen kannst: ich bitte, nehmen Sie sich jetzt meiner an."

Pavel starrte ihn wie vernichtet an, und mit aufrichtigem Bemühen, sich für den ungeschlachten Burschen, dem sein ganzer Mensch widerstrebte, wenigstens die Teilnahme des Seelsorgers abzuringen, fuhr der Pfarrer fort: "Ueberleg's; ist niemand da, zu dem du ein Vertrauen fassen und so sprechen könntest?"

Er musste die Frage wiederholen, ehe sie beantwortet wurde, und dann geschah es mit einem so entschiedenen: "Niemand" —dass der Priester es verläufig nicht unternahm, diese feste Ueberzeugung zu erschüttern. Er räusperte sich abermals:

"So, so," sagte er, "niemand? das ist ja schlimm. Denke aber doch ein wenig nach, vielleicht fällt dir doch noch jemand ein." Er lehnte sich wieder an den Baum zurück, sah wieder ins Weite und schloss: "Du kannst nach Hause gehen, kannst auch dem Lehrer sagen, dass ich ihn vermutlich gegen Abend besuchen werde."

Pavel entfernte sich verwirrt, in halber Betäubung, als ob er einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte.

Nach Hause zurückgekehrt, fand er den Lehrer vor seinem Buche am Tische sitzend. Seine Züge hatten den Audruck des süssen Schmerzes, der sie immer verklärte, wenn er sich in diesen geliebten Blätter versenkte. Pavel stellte sich ihm gegenüber und betrachtete ihn mit unendlich gespannter Aufmerksamkeit. Lange wagte er nicht, ihn zu stören; endlich aber brach er — gegen seinen Willen — in die Worte aus: "Herr Lehrer, Herr Lehrer, was muss ich von Ihnen hören?"

Kaum hatte er diese vorwurfsvolle Frage ausgesprochen, als ein Schrecken über die Wirkung, die sie hervorgebracht hatte, ihn erfasste. Habrecht war aschfahl geworden, seine Augen verschleierten sich, sein Unterkiefer hing herab und zitterte, vergeblich bemühte er sich, zu sprechen, er brachte nur ein unzusammenhängendes Gestotter hervor. Nach Atem ringend, focht er mit den Händen in der Luft und sank unter Aechzen und Stöhnen auf seinen Sessel zurück. Pavel aber, der noch nie einen Menschen sterben gesehen hatte und meinte, das ginge viel leichter, als es in Wahrheit geht, warf sich auf die Knie und beschwor ihn händeringend: "Sterben Sie nicht, Herr Lehrer, sterben Sie nicht!"

Ein mattes Lächeln stahl sich über Habrechts Gesicht: "Unsinn," sagte er, "nicht vom Sterben ist die Rede, sondern von dem, was du von mir gehört hast. Beichte!" befahl er, richtete sich auf und rollte füchterlich die Augen. "Was war's, wie lautet der Unsinn? O vermaledeiter Unsinn! .... Kein Vernünftiger glaubt ihn, und doch lebt er vom Glauben, kugelt so weiter im Dunkel, in die Siefe. Sie zählen sich ihn an den Fingern her, diejenigen, die selbst nicht mitzählen . . . Was hast du gehört? Sprich!" Er zog Pavel in die Höhe und rüttelte ihn; als der verblüffte Bursche jedoch anfangen wollte zu reden, presste er die Hand auf seinen Mund und gebot ihm Schweigen.

"Was käme heraus? . . . Was ich weiss, bis zum Ekel weiss, was mich nicht schlafen lässt. Schweig," rief er, "ich will einmal reden, ich elender Lügner, ich will die Wahrheit sagen, ich armer Zöllner will sie dir, dem armen Zöllner sagen. Setz dich, hör mir zu, beug dein Haupt. Wenn es auch nur eine klägliche Geschichte ist und die Geschichte einer jämmerlichen Torheit, sie ist doch heilig, denn sie ist wahr."

Er ging zum Wasserkrug, trank in langen Zügen und begann dann leise und hastig zu erzählen. Er war ein Lehrerssohn, war schon in früher Jugend Gehilfe seines kränklichen Vaters gewesen. Begabung, Verhältnisse, alles, was natürlich und vernünftig ist, bestimmte ihn einst zu werden, was jener war. In seinem Herzen aber kochte der Ehrgeiz, prickelte die Eitelkeit, diese üblen Berater lenkten seine Sehnsucht weitab vom leicht Erreichbaren, spiegelten ihm ein hohes Ziel als das einzig Erstrebenswerte vor. Die Zukunft seines grossen Professors in der grossen Stadt, die träumte er für sich, und sein schwacher Vater für ihn, und dieses Schattengebilde der Zukunft, es lebte und nährte sich vom Fleisch und Blut der Wirklichkeit, von der Kraft, der Gesundheit, dem Schlaf der Jugend. . . Wie lange kann eine an beiden Enden angezündete Fackel brennen? Kein Mensch vermag ungestraft zwei Menschen zugleich — bei Tag ein Lehrer und bei Nacht ein Student — zu sein. Als der erste noch jung, als der zweite doch schon recht alt, denn mit entsetzlicher Geschwindigkeit verran die Zeit, die er für seine Zwecke nur zur Hälfte ausnutzen durfte. Eines Morgens brach er an der Tür der Schulstube zusammen. Wie aus der Ferne hörte er noch einen zitternden Klageruf, sah wie durch dichten Nebel ein vielgeliebtes Greisenantlitz sich zu ihm neigen, dann war alles Stille und Dunkelheit, und wohltuend überkam ihn das Gefühl einer tiefen, bleiernen Ruhe.

Lange Zeit verging; Habrecht lag dahin, anfangs in wirren Fieberträumen, später in dumpfer Bewusstlosigkeit. Man hielt hn für tot, legte ihn in den Sarg und trug ihn in die Leichenkammer. Dort erwachte er. — Seine Rückkehr ins Leben erregte nur Entsetzen, sich ihrer zu freuen war niemand mehr da. Seinen Vater hatten Schrecken und Gram getötet, der schlief schon seit ein paar Tagen unter dem Friedhofsrasen, und lieber wäre der Wiedererstandene ihm ins Grab gefolgt, als dass er, ein gebrochener Mann, den Kampf mit dem Leben von neuem aufgenommen hätte. An eine Fortsetzung seiner Studien war nicht zu denken.— Habrecht bewarb sich um die Stelle, die sein Vater bekleidet hatte. Sie wurde ihm zuteil — zur Unzufriedenheit der Dorfbewohner.

"Dass einer, der drei Tage tot war, wieder lebendig wird, das ist, man mag es nehmen wie man will, eine unheimliche Sache. Wo hat sich seine Seele aufgehalten während dieser drei Tage? Aus welchen grauenhaften Bereich kommt sie zurück? . . ." sagten sie. Die seltsamsten Gerüchte begannen sich zu verbreiten, das Märchen von dem Blick, den der Schulmeister in die Hölle getan, entstand. Und er liess es gelten. Er war ein armer, zugrunde gerichteter Mensch, der gefürchtet hatte, sich kaum bei den Schulkindern

in Respekt setzen zu können, und dem es schmeichelte, als er nun bemerkte, dass er sogar den Erwachsenen Scheu einflöste und dass nicht leich jemand ihm zuwider zu sprechen oder zu handeln wagte. Seinen edlen Ehrgeiz zu befriedigen, war ihm die Möglichkeit genommen, ein falscher Ehrgeiz bemächtigte sich seiner, und er ergriff zu dessen Sättigung unlautere Mittel. Er nährte den Wahn, den zu bekämpfen seine Pflicht gewesen wäre, er, ein Lehrer, ein Verbreiter der Wahrheit auf Erden, ein Streiter wider den Irrtum, er unterstützte die Lüge, die Dummheit — den Feind. Er war ein stiller Verräter an der eigenen Sache, er hielt das Vorurteil aufrecht, weil seine Eitelkeit dabei ihre Rechnung fand.

Der Pfarrer, der ihn durchschaute, rügte sein Tun, sein eigenes Gewissen warf ihm das Unrecht vor. Er beschloss, es nicht mehr zu begehen, er fasste den Vorsatz und dachte, er sei leicht auszuführen.

Indessen — siehe da! Was musste er erkennen! Der Wahn, den er früher unterstützt hatte und nun austilgen wollte, war nicht mehr auszutilgen. Nicht in kurzer, nicht in langer Zeit, nicht mit kleiner und nicht mit grosser Mühe....

"Ich habe dem Unverstand das Hölzchen hingeworfen," rief er aus, "und er hat eine Keule daraus gemacht, mit der er mich drischt... Ich habe mit Schlangen gespielt, und wie ich einsehe, dass ich Frevel treibe und aufhören will, ist's zu spät, und ich bin unrettbar umringelt."

Von peinlicher Unruhe gejagt, begann er seine gewohnten Wanderungen durch das Zimmer.

"Wär ich doch ein aufrichtiger Verbrecher, ein Mörder meinetwegen — ein ehrlicher Mörder und nicht die verlogene Kreatur, die ich bin.. bin! Denn man wird's nicht los. Die Falschheit hat sich hineingefressen in den Menschen und regiert ihn gegen seinen Willen. Das ist fürchterlich: wahr sein wollen und nicht mehr können."

Er blieb vor Pavel stehen, packte ihn an beiden Armen und rüttelte ihn: "Du wirst es auch erfahren, wenn du dich nicht änderst... Aendere dich! Du kannst es noch."

"Was soll ich tun?" fragte Pavel.

"Nicht lügen, nichts von dir aussagen, was du nicht für wahr hältst, im Guten nicht, denn das ist niederträchtig, im Bösen nicht, denn das ist dumm. Du machst dich zum Knecht eines jeden, den du belügst, und währe er zehnmal schlechter und geringer als du. Ich weiss, was du willst, dich trotzig zeigen, Scheu einflössen.. Warte nur, bis der Tag der Umkehr kommt — er kommt bei dir, er bricht schon an — warte nur, wenn du einmal Grauen empfinden wirst vor dir selbst."

"Herr Lehrer," unterbrach ihn Pavel, "seien Sie ruhig, es klopft jemand."

Habrecht fuhr zusammen. "Klopft? — was? — wer? — Ah — — Hochwürden!"...

Der Geistliche war eingetreten. "Ich habe dreimal geklopft," sagte er, "aber Sie haben nicht gehört, Sie haben so laut gesprochen." Seine klugen, scharfen Augen richteten sich prüfend auf den durch sein unerwartetes Erscheinen in Bestürtzung versetzten Lehrer.

"O Hochwürden, wie schön... ist's gefällig? — einen Sessel . . . Pavel, einen Sessel," stammelte Habrecht und eilte zum Tisch, an den er die zitternden Beine lehnte, und über den er wie beschützend die gerundeten Arme erhob. Mit einer selbstverräterlichen Ungeschicklichkeit, die ihresgleichen suchte, lenkte er die Aufmerksamkeit des Priesters auf das, was er ihr um jeden Preis hätte entziehen mögen, auf das offen daliegende Buch.

Der Pfarrer trat heran, schlug, bevor Habrecht es hindern konnte, das Titelblatt auf und las mit Schrecken, mit Abscheu, mit Gram: Titi Lucretii Cari: De rerum natura.

Er zog die Hand zurück, rieb sie heftig am Rocke ab und rief: "Lukrez... Oh, Herr Lehrer, Oh!..."

Und Habrecht, ringend in Seelenqual, sammelte sich mühsam, langsam zu einer Lüge.— "Zufall," stotterte er, "zufällig übriggeblieben das Büchlein, aus der Zeit der philologischen Studien ....zufällig jetzt zum Vorschein gekommen..."

"Wünsche es, hoffe es, müsste Sie sonst bedauern," entgegnete der Geistliche, der ihn nicht aus dem Bann seines Blickes liess.

"Und Sie hätten recht, der Sie einen Himmel haben und ihn jedem verheissen können, der da kommt, sich bei Ihnen Trost zu holen," brach Habrecht aus.

Als der Priester ihn verlassen hatte, nahm er den zerlesenen Band, liebkoste ihn wie etwas Lebendiges und barg ihn an seiner Brust — seinen mit stets erneuter Wonne genossenen, stets verleugneten Freund.

12

Pavel baute rüstig an seinem Hause fort, und es wurde fertig, allen Hemmnissen zum Trotz, die der Mutwille und die Bosheit ersannen, um dem Erbauer die Beendigung seines anspruchslosen Werkes zu erschweren. Da stand es nun, mit Moos und Stroh bedeckt, sehr niedrig und sehr schief. Aus den drei niedrigen Fenstern guckte die Armut heraus; doch wer unsichtbare Inschriften zu lesen verstand, der las über der schmalen Tür: Durch mich geht der Fleiss ein, der diese Armut besiegen wird. Vorläufig war die Schaluppe der Gegenstand des Spottes eines jeden, den sein Weg vorbeiführte. Pavel liess sich aber die Freude an seinem Häuschen nicht verderben, sondern ging wohlgemut an dessen innere Einrichtung. Er hatte einen Herd gebaut und einen bescheidenen Brettervorrat gekauft. Um diesen mit ihm durchzumustern, fand der Schullehrer sich ein. Sie hielten Beratung, drehten jedes Brett wohl zehnmal um und überlegten, wie es am besten zu verwenden wäre. Plötzlich hob

Pavel den Kopf und horchte. Das Gerassel eines schweren Wagens, der die Anhöhe heraufrollte, liess sich vernehmen.

"Die Frau Baronin kommt," rief Pavel, "sie hat mein Haus noch nicht gesehen; was wird die sagen, wenn sie sieht, dass ich ein Haus habe!"

In der Tat kannte die Baronin Pavels Bauwerk noch nicht. Die Spazierfahrten der Dame lenkten sich regelmässig nach einer anderen Richtung. Den schlechten, steilen Weg durch das Dorf kam sie nur einmal im Jahre gefahren, meistens zur Herbstzeit, wenn sie ihren alten pensionierten Förster im Jägerhause droben besuchte. Das war heute und wäre wohl öfters der Fall gewesen, ohne die Gründe, die Matthias, der Bediente, immer anzuführen wusste, um von dem Ausflug nach dem Jägerhaus abzuraten. Der Grund, der ihm alle diese Gründe lieferte, war der, dass er an der Gicht in den Beinen litt, ungern zu Fusse ging und recht gut wusste, dass es am Ende des Dorfes, wo die jähere Steigung begann, heissen würde: "Steig ab, Matthias, du bist zu dick, die armen Pferde können dich nicht schleppen."

Als Pavel das Nahen des Wagens bemerkte, war Matthias soeben vom Bock herab befohlen worden, er schritt verdriesslich hinter der grossen Kalesche einher, in der die Baronin ebenfalls verdriesslich sass. Sie ärgerte sich über den Buckel, den ihr Kutscher machte, und schloss daraus auf einen Mangel an Respekt, indes dieser Buckel nur die Folge der lastenden Jahre war. Die Gebieterin sagte laut vor sich hin: "Dass die Leute heutzutage nicht mehr gerade sitzen können! . . . Was das für eine Manier ist! . . . Eine rechte Schand, wenn sich einer gar nicht zusammennehmen kann! . . ." Sie selbst sass steif wie eine Kerze und streckte sich, soviel sie konnte, um mit gutem Beispiel voranzugehen, was freilich unter den gegebenen Umständen wenig nützte. Dabei blickte sie lebhaft und neugierig umher durch die grosse Brille, die sie bei ihren Ausfahrten aufzusetzen pflegte. Bei der Sandgrube angelangt, wurde sie die neue Hütte gewahr, die sich dort erhob, und rief:

"Matthias, wer hat denn da einen Stall gebaut? Was ist denn das für ein Stall?"

Matthias beschleunigte seine Schritte, nahm den Hut ab und antwortete: "Das ist eine Schaluppe."

"Was, der Tausend! Wer hat sich denn die gebaut?"

Matthias lächelte verächtlich: "Die hat sich ja der Pavel gebaut, der Holub."

"Gott bewahr einen! Der baut Häuser?"

"Ja," fuhr Matthias fort und legte vertraulich die Hand auf den Wagenschlag, "für die Mutter, heisst's, dass die wo unterschlupfen kann, wenn sie herauskommt aus dem Zuchthaus. Wird ein Raubnest werden; ist noch gut, dass es so frei steht und so weit draussen aus dem Dorf."

Während dieses Gesprächs war die Equipage vor dem Hüttchen angelangt, von dem sie nur noch der Wegrain und der Raum trennte, auf dem Pavel seine Bretter ausgelegt hatte.

Die Baronin befahl dem Kutscher, ordentlich zu hemmen und anzuhalten. Sie beugte sich aus dem Wagen und fragte: "Was sind denn das für Bretter?"

Habrecht trat heran und begrüsste die gnädige Frau.

"Sieh da," sprach diese, "der Lehrer, das ist schön, da können Sie mir gleich sagen, was das für Bretter sind."

"Aus der herrschaftlichen Brettermühle, Euer Gnaden."

"Und wie kommen sie denn hierher?"

"Als Eigentum des Pavel Holub, der sie gekauft hat."

"Gekauft?" entgegenete die Baronin, "das ist schwer zu glauben, dass der etwas gekauft haben soll."

Pavel hatte sich bisher regungslos hinter dem Schulmeister gehalten; bei den letzten Worten der gnädigen Frau fuhr er auf, wendete sich, sprang in die Hütte und kam gleich darauf wieder zurück, einen Bogen Papier in der Hand haltend, den er, ohne ein Wort zu sprechen, der Baronin überreichte.

"Was ist das?" fragte sie, "was bringt er mir da?"

"Die saldierte Rechnung über die gekauften Bretter," antwortete Habrecht, an den die Frage gerichtet war.

"So — der kauft ein und bezahlt Rechnungen? Woher nimmt er das Geld dazu? Ich habe gehört, dass er einen Beutel voll Geld gestohlen hat."

"Eine alte Geschichte, Euer Gnaden, die nicht einmal wahr gewesen ist, als sie noch neu war."

"Ich weiss schon. Sie nehmen immer seine Partei. Ihrer Meinung nach habe ich immer unrecht gegen den schlechten Menschen."

"Er ist nicht mehr schlecht; die Zeiten sind vorbei, Euer Gnaden können mir glauben."

"Warum spricht er denn nicht selbst? Warum steht er denn da wie das leibhaftige böse Gewissen? . . . Entschuldige dich," sprach die alte Dame, sich an Pavel wendend, "sage etwas, bitte um etwas. Wenn ich gewusst hätte, dass du ein Haus baust und Bretter brauchst, hätte ich sie dir geschenkt . . . Kannst du nicht bitten? . . . Weisst du nichts, um was du mich bitten möchtest?"

Jetzt erhob Pavel seine Augen zu der alten Frau. Zagend, zweifelnd blickte er sie an. Ob er etwas zu bitten habe, fragte sie nicht mehr, nachdem diese düsteren Augen sie angeblickt und sie in ihnen eine so kummervolle, so unaussprechlich tiefe Sehnsucht gelesen hatte.

"Was möchtest du also?" sagte sie, "so rede!"

Pavel zögerte einen Augenblick, nahm sich zusammen und antwortete ziemlich deutlich und

fest: "Ich möchte die Frau Baronin bitten, dass Sie meiner Schwester Milada schreibt, sie möchte mir erlauben, sie zu besuchen."

Ungeduldig wackelte die Baronin mit dem Kopfe: "Das kann ich nicht tun, da mische ich mich nicht hinein, das ist die Sache der Klosterfrauen. Zu Milada darf man nicht ohne weiteres hinlaufen, so oft es einem einfällt, ich darf's auch nicht. Milada gehört nicht mehr uns, sondern dem Himmel . . . Der Mensch," richtete sie sich wieder an Habrecht, "spricht auch immer dasselbe; ich begreife nicht, wie man sagen kann, dass er sich geändert hat . . . Und jetzt fahren wir. — Adieu! Vorwärts Jakob."

Der Wagen setzte sich in Bewegung, war jedoch kaum ein Stückchen weitergekollert, als die Baronin abermals haltzumachen befahl, Habrecht herbeiwinkte und fragte:

"Was ist's denn mit dem neuen Schullehrer? Warum kommt er nicht? Er hat sich ja heute vorstellen sollen."

"Morgen, Euer Gnaden, wenn ich bitten darf."

"Wieso, morgen? . . . Ist denn heute nicht Mittwoch?"

"Ich bitte um Verzeihung, heute ist Dienstag."

"Dienstag? das ist etwas andres. Ich habe schon geglaubt, der Jüngling, der vermutlich ein gelehrter Flegel sein wird, findet es überflüssig, der Gutsbesitzerin seinen Kratzfuss zu machen. Und wann reisen denn Sie, Schullehrer?"

"Nächste Woche, Euer Gnaden."

"Recht schade, recht schade um Sie, es kommt nichts Besseres nach," sprach die Baronin und fuhr, Habrecht huldvoll grüssend, davon.

Als der Lehrer sich nach Pavel umsah, stand dieser unbeweglich und feuerrot im Gesicht. "So ist es doch wahr?" fragte er, so mühsam schlukkend, als ob ihm die Kehle zugeschnürt würde. "Sie gehen fort?"

"Das heisst, ich komme fort," erwiderte Habrecht zögernd: "ich bin versetzt worden."

"Weit weg?"

"Ziemlich."

"Wissen Sie das schon lang, Herr Lehrer, dass Sie versetzt worden sind?"

"Lang — nicht lang — wie man's nimmt . . ."

"Warum haben Sie mir's nicht gesagt?"

"Wozu? Hast du's nicht ohnehin erfahren?"

"Aber nicht glauben wollen, dem Herrn Pfarrer nicht und den andern schon gar nicht. Wenn es ist, habe ich mir gedacht, werden Sie es mir schon selbst sagen . . ." Er vermochte nicht weiterzusprechen.

Der Anblick von Pavels schmerzvoller Bestürzung schnitt seinem alten Freunde ins Herz, aber er wollte sich nichts davon merken lassen. "Gönn mir mein Glück," rief er nach einigen Augenblikken des Schweigens plötzlich aus, "denk nur, ich komme unter lauter fremde Menschen . . . Schaut mich einer an, schau ich ihn wieder an, ganz ruhig — fällt mir nicht ein, zu fragen: Was hast du von mir gehört, was mutest du mir Unheimliches zu? . . . Die Achtung, die ich zu verdienen verstehe, werde ich haben und geniessen — die höchste Achtung, denn wie ein Engel will ich sein, wie ein Heiliger, und sogar die schlechten Kerle werden zugeben müssen: Das ist einmal ein braver Lehrer! . . . So wird es dort sein, während hier . . ." Er presste die Hände an beide Schläfen und stöhnte herzzerreissend. "Ein Beispiel", fuhr er fort, "ich werde dir ein Beispiel geben, wie es hier ist und wie es dort sein wird. Denk dir eine grosse Tafel, schneeweiss, die hätte ich mit edlen Zeichen beschreiben sollen, aber statt dessen habe ich dereinst die reine Tafel bekritzelt und beschmiert, und wenn ich jetzt tun will, wie ich soll, und schöne Buchstaben zeichnen, kann ich's nicht so ohne weiteres, das tolle Zeug, das schon dasteht, muss erst weggeputzt werden. Oh, wie schwer, nein — unmöglich! . . . Und wenn ich auch meine, es ist ausgetilgt und keine Spur mehr vorhanden — hinter meinen sorgfältig gemalten Lettern kommt es doch wieder zum Vorschein. Blasser von Jahr zu Jahr, ja vielleicht — was hilft's? — Dafür ist mein Aug empfindlicher geworden, und der Eindruck bleibt sich gleich . . . Verstehst du mich? Das wird nun alles anders. Drüben in der neuen Heimat ist die Tafel blank, wie es von Anfang an gewesen, als sie mir anvertraut wurde. Die Tafel ist der Ruf. Verstehst du oder nicht? . . . Unglücksmensch, mir scheint, du verstehst kein Wort!"

Pavel wehrte sich nicht gegen diesen Verdacht, ihn beschäftigten andere Gedanken, und plötzlich rief er: "Ich weiss, was ich tu — ich geh mit Ihnen."

"Das lasse dir nicht einfallen," fuhr Habrecht heraus, setzte aber, um die Schonungslosigkeit seiner Abwehr zu vermindern, erklärend hinzu: "Was würde aus deiner Mutter, wenn sie dich nicht fände bei ihrer Rückkehr?"

"Sie kann uns ja nachziehen, wenn sie will," entgegnete Pavel und zupfte an seinen Lippen, wie Kinder in der Verlegenheit tun. Und wie einem Kinde sprach Habrecht ihm zu, sich zu fügen, zu bleiben, wo er war, gab ihm Gründe dafür an und schloss ungeduldig, als Pavel zu allem den Kopf schüttelte: "Endlich! . . . Woher deine Mutter kommt (von der ich übrigens nichts Schlechtes glaube), hätten die Leute bald weg und würden fragen: was für einen Anhang bringt uns der Lehrer ins Dorf? . . . Das kann nicht sein — du musst es selbst einsehen . . . bescheide dich . . ." Damit wandte er sich, und indem er den Schweiss abtrocknete, der ihm trotz der herbstlichen Kühle auf der Stirn perlte, trat er eilends die Flucht an, um etwaigen neuen Vorschlägen Pavel zu entrinnen.

Er hätte sich nicht zu fürchten gebraucht. Der Bursche brachte das Gespräch nicht mehr auf die immer näher heranrückende Trennung, wurde nur stiller, trauriger, führte aber sein arbeitsvolles Leben fort und suchte die Gesellschaft seines Gönners nicht öfter auf als zu jeder anderen Zeit.

Und Habrecht, mit dem Egoismus des Kranken, der keine Sorge aufkommen lässt als die um seine Genesung, wollte nichts wissen von dem Kampf, der sich hinter Pavels anscheinender Ruhe verbarg, wollte nichts wissen von einem Leid, dem abzuhelfen ihm unmöglich gewesen wäre. Geschieden musste einmal sein, es geschah am besten klaglos. Auch über die tiefe Verstimmung, die ihm die Bekanntschaft mit seinem Nachfolger im Amte bereitete, verlor er keine Worte.

Dieser junge Mann, Herr Georg Mladek, war einige Tage später eingetroffen, als er erwartet worden, hatte sich an der Verwunderung ergötzt, die Habrecht darüber äusserte, und auf die Zumutung, ins Schloss zu gehen, um der Frau Baronin seine Aufwartung zu machen, geantwortet: "Recht gern, wenn sie jung und schön ist. Sonst habe ich mit Baroninnen nichts zu tun und auf ihren Schlössern nichts zu suchen."

"Aber," meinte Habrecht, "die Höflichkeit gebietet . . ."

"Nicht jedem; ich zum Beispiel bin ohne Vorurteile."

Er tat sich darauf etwas zugute, fast so arm zu sein wie Hiob und ganz so stolz wie Diogenes, bezog die Schule an der Spitze eines Koffers, eines Feldbettes, eines Tisches, eines Sessels, fand sich für den Anfang genügend versorgt und dankte ablehnend für die Bereitwilligkeit, mit der sein Vorfahr im Amte ihm einiges Hausgerät zur Verfügung stellen wollte.

So wanderte denn Habrechts Mobiliar in die Hütte an der Sandgrube, vom Volksmund schlechtweg "die Grubenhütte" getauft, und nahm sich dort ordentlich stattlich aus, erregte auch vielfachen Neid. Die Leute fanden Habrechts Grossmut gegen Pavel unbegreiflich und kaum zu verzeihen. Mladek aber machte sich über das Verhältnis zwischen den beiden seine eigenen Gedanken und hatte keinen Grund, sie dem "Kollega" zu verheimlichen.

Am Vorabend des für Habrechts Abreise bestimmten Tages suchte er ihn auf und fand ihn in der Schulstube, wo er, am Fenster stehend, in ungeduldiger Erwartung auf die Strasse blickte. Als der Eintretende ihn anrief, sah Habrecht sich um und sprach:

"Sie sind's — gut, gut, es ist mir lieb, dass es kein andrer ist."

"Welcher andre denn?"

"Nun, der Pavel, wissen Sie. Aufrichtig gestanden, ich beabsichtige, mich schon und zwar ohne Abschied davonzumachen . . . des Burschen wegen. Ich gehe freudig von hier fort, kann's nicht verbergen, und das tut ihm weh. So habe ich mich bei der Frau Baronin und beim Herrn Pfarrer empfohlen und fahre ab, bevor Pavel nach Hause kommt. Habe mir ein Wägelchen bestellt — drüben an die Gittertür . . . es sollte schon da sein."

Er eilte wieder an das Fenster und bog sich weit über die Brüstung. Der Wind zerzauste ihm die spärlichen Haare, in dünnen Strähnen umflogen sie seinen Scheitel und sein Gesicht, das so alt aussah und so wenig harmonierte mit der noch jugendlich schlanken und beweglichen Gestalt. Er trug den schwarzen Anzug, den ihm sein Vater zur letzten Prüfung hatte machen lassen, und der, auf eine körperliche Zunahme des Besitzers berechnet, die nie eintrat, die hageren Glieder um so kläglicher schlotternd umhing, als das Tuch fadenscheiniger und seine Falten weicher geworden waren.

Mladek musterte ihn durch die scharfen Gläser des Zwickers und sprach: "Wie lange sind Sie denn hier Schulmeister gewesen?"

"Einundzwanzig Jahre."

"Und nach einundzwanzig Jahren machen Sie sich aus dem Staub, als ob Sie etwas gestohlen hätten? Verderben den Kindern die Freude einer Abschiedshuldigung und den Erwachsenen die eines Festessens . . . und das alles, um Ihren Pavlicek nicht weinen zu sehen? Sonderbar! Es muss ein eigenes Bewandtnis mit Ihnen haben, Kollega. Wie?"

Habrecht erbleichte unter dem inquisitorischen Blick, der sich auf ihn richtete. "Was für eine Bewandtnis?" fragte er, und die Zunge klebte ihm am Gaumen.

"Erschrecken Sie doch nicht vor mir — mir ist nichts Menschliches fremd," entgegnete Mladek voll Ueberlegenheit. "Aufrichtig, Kollega, bekennen Sie! War die Mutter Ihres Pavlicek, die übrigens jetzt im Zuchthaus sitzen soll, ein schönes Weib?"

Habrecht begriff die Bedeutung dieser Frage nicht gleich; als sie ihm jedoch klar wurde, lachte er laut auf, lachte immer munterer, immer heller und rief in fröhlichster Erregung: "Nein — so etwas! Oh, Sie Kreuzköpferl, Sie! Nein, dass ich heute noch einen solchen Spass erlebe! . . . Herr Jesus, was Sie doch gescheit sind!" Er brach in ein neues Gelächter aus. Der krankhaft empfindliche Mann, den die leiseste Anspielung auf einen durch ihn selbst erregten Argwohn in allen Seelentiefen verwundete, fühlte sich durch den jeder Veranlassung entbehrenden wie gereinigt. Kein Lob, keine Schmeichelei hätte ihn so herzlich beglücken können wie seines Nachfolgers falsche und nichtsnutzige Vermutung es tat. Er bemerkte nicht, dass er beleidigte mit seiner Lustigkeit, er wurde förmlich übermütig und rief: '-'Ich wollte, Sie hätten recht: es wäre besser für den Burschen. Aber Sie haben nicht recht, und sein Vater ist wahrhaftig am Galgen gestorben. Ein Unglück für den Sohn, das ihm als Schuld angerechnet wird. Man muss ihn in Schutz nehmen gegen die Dummheit und Bosheit. Ich hab's getan, tun Sie es auch, versprechen Sie mir das."

Mladek nickte mit sauersüsser Miene, im Innern aber blähte er sich giftig auf und dachte: Zum Lohn dafür, dass du mich seinetwegen verspottet hast? Das wird mir einfallen!

(Fortsetzung folgt.)





Ein Gelehrter auf dem Bischofsstuhl

Ottawa. — In einer Presseunterredung gab der Bergbauminister von Ontario, Robert Laurier, seiner Anerkennung für die Verdienste von Msgr. Alexander Vachon, des grossen Wissenschaftlers auf dem erzbischöflichen Stuhl von Ottawa, Ausdruck. Der Minister wies "auf die ungeheure Rolle hin, die der Erzbischof in der Entwicklung der chemischen Wissenschaft in Canada spielte, bevor er seine ganze Zeit der Kirche schenkte".

* * *

Spanische Missionsausstellung

Madrid. — Anlässlich des 4. Zentenars der Gesellschaft Jesu und der Ankunft des hl. Franz Xaver in Japan fand mit Genehmigung des obersten Rates der Missionen, der zur Unterstützung aller spanischen Missionen in der Welt von General Franco gegründet worden ist und an dessen Spitze der Aussenminister steht, im Kunstmuseum eine Missionsaustellung statt. In ihr hatten die Jesuiten ein überaus reichhaltiges Material aus ihren Missionen zusammengetragen. Ueber einem der Säle konnte man in goldenen Lettern die Worte des Staatschefs lesen: "Der spanische Staat wird in jeder Beziehung zur Missionsausbreitung als einem wichtigen Bestandteil des zivilisatorischen Werkes Spaniens betragen." Ebenso sichtbar ausgebreitet waren das Dekret Azanas über die Verbannung der Jesuiten aus Spanien und die Dekrete General Francos, die ihnen Rechte und Eigentum wieder zurückgegeben haben.

* * *

England befürchtet Priestermangel

In einer vom Erzbischof von Liverpool herausgegebenen Erklärung wird für die Nachkriegszeit ein erheblicher Priestermangel zu Hause und in den Missionen befürchtet. Der Erzbischof spricht von "den abnormalen Verlusten, die mit diesem Krieg verbunden sind."

* * *

Wieder eine Schwester der kleinen Theresia vom Kinde Jesu gestorben.

Vor 18 Monaten starb Sr. Maria vom Göttlichen Herzen, leibliche Schwester der hl. Theresia vom Kinde Jesu. Nun kommt die Todesnachricht der Schwester Franziska Theresia Martin aus dem Kloster der Visitation zu Caen. Geboren ist sie in Alencon 1863 und erhielt den Namen Leonie und war die dritte Tochter der gottgesegneten Familie Martin.

Sie trat später in das Kloster der Visitation zu Caen ein, währenddem alle andern im Carmel zu Lisieux den Schleier nahmen. Im Jahre 1925 begab sich Kardinal Vico in das Klösterlein zu Caen, um der glücklichen Schwester der hl. Theresia vom Kinde Jesu zu gratulieren und den Segen Papst Pius XI. zu überbringen. Anlässlich ihrer vierzigjährigen Profess erhielt Sr. Franziska Theresia am 2. Juli 1940 ein persönliches Schreiben des Hl. Vaters. Die edle Seele ertrug alle ihre Leiden für die Intentionen des Hl. Vaters, für die Kirche, die Erneuerung Frankreichs und der ganzen Welt. Im Tode zeigte sie ein volles Vertrauen auf die Hilfe ihrer geliebten Schwester Theresia vom Kinde Jesu. Die noch überlebenden Schwestern im Kloster Lisieux haben die Todesnachricht der Sr. Franziska Theresia echt christlich angezeigt mit den Worten: "Leonie hat Maria Theresia erreicht. Die vielen Seelen, die den kleinen Weg der Theresia von Lisieux wandeln, haben nun eine neue Patronin im Himmel.

Welch eine gesegnete Familie war doch diese Familie Martin! Der Vater, ein heiligmässiger Mann, die Mutter eine tugendreiche Frau, die jüngste Tochter von der Kirche heilig gesprochen. Die Tochter Maria starb, nachdem sie eine ausserordentliche Seelenreife erlangt hatte und auch Leonie schied von hinnen mit einem himmlischen Lächeln auf dem Antlitz. Es leben jetzt noch zwei Schwestern, die im Carmel zu Lisieux auf den ewigen Heimgang sich vorbereiten. Die ganze Familie sollte einmal heilig gesprochen werden, damit de Welt ein Muster einer Familie vor Augen hätte.

* * *

Ein Gebetbuch für die Verdunkelung

Auf Anordnung von Kardinal Hinsley hat das grosse katholische Verlagshaus Burns Oates und Washbourne ein kleines Gebetbuch herausgegeben, das zu einem Penny verkauft wird. Es ist in grossen Buchstaben gedruckt, damit es während der Verdunkelung im blauen Lichtschein gelesen werden kann.



"BLACKOUT" THE Star of Bethlehem was "blacked out over Jerusalem.

Jerusalem was the metropolis of the Chosen People of God. Therein stood the Temple of the Most High. Its priests and leaders lived there. They knew when the Redeemer would come and were even able to tell the Three Kings where to find Him. But they just were not interested. And that was what sealed their doom. It was not that they did not know better; they just did not care. They were too busy with worldly pursuits to "bother" with Jesus of Bethlehem. The Savior's birth left them cold and indifferent. Not one, not a single person but Herod, was sufficiently interested to go to Bethlehem; and Herod was interested in but one thing —— to KILL the New-born-King of the Jews.

Any wonder that Jerusalem was blacked out—complete darkness over the City? The Star that led the Magi thus far, did not shine over Jerusalem. Any wonder that the City was later destroyed, laid waste and razed to the ground? And why? The answer is simple: Its people just did not have time for Him; they just could not be "bothered"; they were cold, indifferent and godless.

The same fate befalls nations when the "Light of the World," Jesus Christ, our God and Savior, is "blacked out."

Africa was once a great Christian Empire, with large prosperous cities and fertile lands. Heresy split up its people into factions. People became careless and indifferent. Superstitions became rampant. Christ, the Light of the World, was "blacked out." Result: Africa was overrun by Mohammedan hordes and laid waste. Today that Africa, in which our present war is raging, is in great part an endless desert. Gone is its past splendor and glory.

Cannot the same happen to our White civilization? Is there not among white peoples a "black out of God", Religion and of Christ? Is the white race at present so very much concerned with God and His Ten Commandments? Has not government, education, economics and society in general become divorced from religion? Do our newspapers, magazines and moving pictures point to Him as our only Salvation? Is He today "Our Way of Life?" Is not Christ, the Light of the World, "blacked out" more and more? Is it not true that so many just do not bother much about God and Religion? Is practical indifference, and practical forgetfulness of God not growing?

Recently an article in "Time" told the following story: 3 out of 5 evacuee children did not know who was born on Christmas day, nor why Christmas was celebrated; 3 out of 5 knew nothing of the Bible and had never been taught to pray. In Britain 1 child of 5 goes to a religious school; in the U.S.A. only 1 out of 10; in western Canada?— The vast majority therefore, of our men and women of tomorrow, never get to hear of God the Common Father of all Mankind —— Religion has been banned from education.

What still remains of Christmas in our day? Christams is celebrated, but gone is the crib with the Christchild. The lights of the Christmas tree may brighten street and city, but hardly a word about the "Light of the World" who was born on Christmas Day. There has been a conspiracy of silence against Him. He has been replaced by a "Santa Claus" who reminds one but little of Saint Nicolas. Many Moderns would have us believe that Christ was a myth or a pious legend.

Yes, if God, if the Christchild, would adapt Himself more to man, all would believe in Him. If only He would not ask so much of us! If only there were no Ten Commandments, no restrictions! If God would but be a silent partner, an ally, a helper in our need! If God would but be "on our side" without wanting us to be on His side!" More and more people just don't take time off to "bother" much with religion. Result: Less Faith and Belief and finally less Morality. The logical conclusion is that "Might makes Right."

What then are the prospects for the future? Which Side will win? —— The forces of Evil or the forces of Right?

The forces of Evil are at present numerically stronger than we are. Yet they **will not** and **can not** win. Nevertheless they are strong, more fiery, enthusiastic, fanatic and agressive than we are. The Forces of Christianity have been too compla-

cent. They have lacked energy and vitality. The time has come when we must retrace our steps and come back to Christ. We have not as yet discarded all of our Christian heritage. But Christ, His Justice, Truth, Charity and Purity, cannot be allowed to be still more "blacked out" in the lives of men —— for then our civilization will die of exhaustion.

It is up to each and everyone of us, individually and collectively, to stop the mad rush of Atheism. The "black out" of religion must end. All else has so dismally failed, so why not get real busy and try God? The time has come to restore Christ to His rightful place in society, as King, Ruler and Savior. The time has come when we must repent and pray: "Save us, O Christ; stir up Thy might and come; accompany us with Thy great power." No more divorce of education, government and economics, from religion. No more "black out" of Christ from our individual lives. We must have the courage to embrace Christs' "way of life" to make it more completely "our own way of life." Then and then only will peace, justice and freedom reign supreme.

We cannot thus lose the battle; for Christ is invincible. Herod made an all-out attempt to kill the Savior —— and failed. The Jews of old nailed Him to the Cross —— but He rose again on the third day. Nero decreed the annihilation of the Church —— upon the ruins of Rome and the blood of Christians, stands the unshakeable Rock of Peter. The Church is invincible and indestructible, because the Church is the living body of Christ and no power on earth canwin out against Christ. In the Sign of the Cross of Christ will we conquer.

The time therefore has come to wake up from our sleep and for us all to line up on Christ's side, and to put His way of life to work in our individual lives. Put on Christ, gird ourselves with His Justice, Charity and His Virtue and make His way of life our very own. He is the only Savior of Mankind. In none other can salvation be found. All other means will be brought to naught unless we accept Christ and make His way of life our own. The Sword of the Spirit is more powerful than man-made swords.

Such too has been the call to arms issued by our Government. It has called upon its citizens to join in a crusade of prayer.

Thus we follow the Star of Bethlehem. It will lead us safely to Peace, Order and Security, because Christ is the key to Peace —— He is the Prince of Peace.

Join with the Church in praying: "Say to the fainthearted: take courage and fear not: behold our Lord will come and save us." "People of Sion, behold the Lord shall come to save the Nations and the Lord shall make the glory of His voice to be heard in the joy of your heart. Give ear, O Thou that rulest Israel." "Stir up Thy power .... and come; that from the threatening dangers of our sins we may be rescued by Thy protection, and saved by Thy deliverance." "In Thee I put my trust .... let not my enemies laugh at me; for none of them that wait on Thee shall be confounded . . " "Let the Gentiles know that .... Thou alone art the Most High over all the earth."

Time, Jan. 5th, 1942. "U.S. parents and Churchmen alike had a right to rub their eyes in wonder last week at the news from Britain. In the U.S. almost every state makes it a crime to give sectarian instruction in the public schools, but within a few weeks parliament will actually make religious instruction a statutory requirement for every school in the United Kingdom."

"For centuries Christianity and education went hand in hand. Every great University in Britain and the United States was founded with strong religious motives . . . "

The drive for religious education in the schools began with an article written in the "London Times". The Times complained that "in a country professedly Christian, and a country which at the moment is staking its all in defense of Christian principles, there is a system of national education which allows the citizens of the future to have a purely heathen upbringing." One survey showed that 3 out of every 5 evacuees children had no idea who was born on Christmas or why Christmas was celebrated; they "knew absolutely nothing of the Bible and had never been taught to pray."

The Church of England, Non Conformist Churches and Catholics, joined in a drive to put religion into the schools. Last summer 224 British Peers and members of parliament signed a manifesto "that the future citizen should be moulded in character by Christian education that his citizenship shall become the expression of these principles in action." Last month the House of Commons took time off from discussion of the war, for a lengthy debate on Christian education. Result: the Churches and Britain's Board of Education are now collaborating to draft an act, making worship and religion compulsory.

U.S. schools are much more secular than Britain's. In Britain more than 1,500,000 children from 5 to 14 years of age, go to Church schools. In the U.S., of the 20,707,000 school children only about 2,200,000 are in Church schools. Nearly all of them are Catholic, although half America's Catholic children go to public instead of parochial schools . . . "

In England 1 child in 3 attends a Church school. In the U.S. 1 child in 10 and in Canada . . . ? The only hope for civilization is to restore Christ to His rightful inheritance. He is our only salvation. In none other can salvation be found.

A Daughter of Kings

A Beautiful Romance

By Katherine Tynan

When John Corbett of Minster was left a widower with three boys and four girls, it was confidendtly anticipated by the gossips that he would soon marry again.

But the years passed and John Corbett seemed quite content to remain a widower. The children had the best nurses, the best governesses and tutors that money could procure. and they were one and all intensely devoted to their silent, strong-faced father.

Minster was the happiest and most beautiful home imaginable, and it was stranger than a fairytale that John Corbett should be its master. He had been born in a cottage which stood just outside the gates of the stately Minstre. When he was a lanky lad of thirteen working by day in the fields and by night in constructing from the most primitive materials complicated mechanisms, old Squire Sachevarell of Minster had noticed his industry — and had helped him.

But many wakeful nights and painful days passed before John made and gave his name to the discovery that brought him fame and fortune. He was offered dazzling sums for his patent, but preferred to accept a partnership in the old firm that had apprenticed him, towards which he was conscious of a simple loyalty.

There followed a few bewildering years when the firm was establishing branches and agencies all over the world. Then came the breathing space in which he found time to marry Hetty, the pretty round-faced school mistress with whom he had broken a sixpence ere he went to seek his fortune. Then he went to see his old mother and asked after the good squire and his only daughter, Angel. His mother sadly shook her head.

"Glory takes unto itself wings and riches fly away," she said. "The Squire is dead, and Miss Angel sits within Minster alone with the bailiffs at the door."

"Good Heavens!" Corett exclaimed. Then he got to work.

A few days later he visited Miss Angel and was struck with the change in her. She was fading away from earth.

"I recall you," she said softly, "though you were only a boy when I saw you last. Papa would have been pleased to see you now," and she looked him over appreciateively. He had become a gentleman in manners and looks. He was quietly well-dressed, and one could not but respect that honest face.

"Papa would have been so pleased," she said again while Corbett looked at her as though he saw a heaven missed and forever out of his reach. "You know he has left me, Mr. Corbett, and unless I make haste to follow him I shall not have a roof to cover me!"

John Corbett was deeply affected.

"I came to talk about that," he said brokenly. "Miss Angel, Minster is yours as long as you will stay in it. I have just bought it. I will intrude as little as possible. I will have to put the gardeners and other servants back or the place will suffer. But you are its mistress still. You owe as much as that to the lad your father picked out of the gutter."

About six months after, Miss Angel died and her friend, the Duchess of St. Kilda returned home from having laid her only son to rest in the sunny Southern country whither she had taken him in search of health .

Almost at once she came to see John Corbett and took his hands in hers.

"I have heard all you did for Angel," she said, "and I shall never forget it. You did what I ought to have done, but that, alas! I was too deeply and sadly engrossed with my own troubles. For Angel's sake, Mr. Corbett, I am your friend for life. She took it upon herself to look after him and his big family. The children worried her. "I can't set about forming those plants myself," she thought. "Yet it is something I owe to their father that it should be done. There ought to be somebody to take a mother's place towards them. There comes a time when even the most high-priced governess fails. I must put on my thinking-cap."

Suddenly her face cleared.

"Anne Daly!" she cried. "Anne Daly is the very person. Anne Daly."

* * *

Now what can Miss Anne be expectin'?" asked Mrs. Devine, the post-mistress of Ballincrusheen, of her subordinate, Eliza Doyle, who was still peering after Anne as she walked down the road after collecting the letters for Witch's Castle. "It can't be that there's news of Master Brian or we'd be hearing something about it."

"If her letter had been from Master Brian I'd ha' thought that maybe she feared that after all these years that was between them she'd maybe find out that he wasn't what she'd been thinking him at all, at all. Poor Miss

Anne, I wish she'd taken Lord Finvarra when he offered himself, an' not be waitin' on one that'll maybe never return."

Meanwhile Anne Daly had walked quickly until she was well away from the village. She wanted to be alone to read her letter. It was from the Duchess of St. Kilda. That much she had gleaned from the writing on the envelope. The sun was sinking in scarlet over the Atlantic. She looked inland to where distant windows were lit up as though by the glare of fire. All the landscape was wild and sad. The gulls cried in the autumn gloaming. The peewits called across the fog. Below her at the edge of the sea a heron stood motionless. There was not a habitation in sight except those which betrayed themselves by the glare of burning windows. Yet to Anne it was home and home-like and she was to leave it!

For a few minutes after she had read the Duchess' letter, her eyes roamed over sea and land. So she would remember it when she was far away — among rich people! Anne distrusted the rich and riches as profoundly as any anchorite could have done. At the moment she loathed the thought of luxury and splendor. The austere landscape which the night was beginning to blot out made the sum of her desires. True, there was but scant provision for the needs of the body, but the things of the soul were never far out of sight. To Anne, riches, in a vague way, meant materialism, and she trembled with a strange repulsion and fear at the prospect the Duchess had proposed to her.

She had been absolutely happy in this wild place. She had no desire to travel and see fine sights and new faces and places. She distrusted change and travel as profoundly as did Thomas A. Kempis. When she had visited Italy she had been home-sick. And she had never gone alone among strangers in nearly all her thirty years. But, after all, there was a salary of three hundred pounds a year; three hundred pounds a year; an enormous sum to Anne who had never possessed three hundred pence, albeit she was a daughter of kings.

What comfort the money would bring to Witch's Castle, which was fast tending to become a habitation fit only for owls and bats. There were so many things that Gran wanted which she was always going without.

Anne set her lips sharply and walked quickly towards home.

Madame and the Abbe O'Rourke were playing dominoes by the fire when Anne came in. The Abbe belonged to the family's prosperous days. The Dalys had always had a Chaplain, and the Abbe was as hungry for the cliffs of Erin as ever Columba was, so he had followed the family to Witch's Castle when the debacle fell on Madame's splendid days and splendid friends, and there he had lived ever since in holy poverty, much looked up to by the countryside around.

When he had gone, Madame questioned Anne sharply, with a sharpness that had the fear of love in the sound of it.

"Sit down, Anne, and tell me what's disturbing you. Sure, I hear it child, in the sighing of your breath, and you came into the room with trouble in your eyes. Is it about Brian?" She held her breath till the answer came. Her grandson's unaccountable disappearance was a grief she kept pushed out of sight.

"It is nothing about Brian," Anne replied. "It is a letter from the Duchess of St. Kilda. I asked the Duchess to find me something to do and she had done it."

"Something to do, Anne! What do you mean by something to do? The Dalys may be down in the world, but I haven't brought up my granddaughter to work like a housemaid."

Anne smiled wistfully.

"Not as bad as all that, Gran. The Duchess has a friend who is willing to give me three hundred pounds a year to take the head of his table and chaperon his daughters. Only that. And we want the money, Gran."

"True for you, Child." Old Madame's shrewd brain was working away against her pride, telling her that it wasn't for today nor tomorrow she must think, but for the long, long time afterwards when she and the Abbe would be laid to rest, and Anne would be alone in the world, unless Brian returned. In any open discussion, Madame would have said passionately that Brian would return, must return; would have quarrelled with her best friend if he or she had held contrary opinions; but in her own thoughts it was quite different.

"Three hundred a year is a good deal, Gran," Anne went on. "It would make things easier for you, and procure you some comforts you need."

"We ought to have a man to do that," said the old lady fretfully. "What keeps Brian away from us? If Brian were here there would be no talk of you going out housekeeping. He would not forget his pledged word to you, Anne, and you of his own blood too. People blame me for that, for letting there be an engagement between you two so young and first cousins. It isn't a thing I'd approve of as a general rule, but it isn't the same with us as with some other people. There wasn't another girl I'd have looked at for Brian. The boy would never forget you, Anne."

"When he comes back," said Anne, "we will find there was some very good reason for his disappearance. How many times have we read of people being cast away in places that had no communication with the outside world. But Brian was always lucky, Gran. He may be on his way home to us now. The last thing that would strike Brian would be to write. The first thing you will hear of him will

"The war lays bare a situation which brooks no further delay. Decisive remedial measures must be taken in our time, if worse calamity is to be averted... If this situation is not wisely handled, it might lead to such revolutionary and reactionary folly as would bring immense loss and suffering to all classes... Very big social changes are inevitable and rightly due"— Statement of the Malvern Conference of all protestant Churches, for Social Justice and Economic reconstruction. The Archbishop of York described the manifesto as "a conscious and deliberate attempt to cancel the divorce between theology and economics."

be his voice. You may be sure of that."

Anne was talking as much to put Madame in a good humour as to encourage herself. But she only succeeded in the first part of her intention.

* * *

John Corbett was standing on the hearthrug with his back to the fire of the drawing-room when he got his first sight of Anne. He had his arm around his daughter Hetty's shoulder, and the rest of his children were scattered about in various attitudes of ease and leisure. On one side of the fireplace sat an old lady of seventy-five—John Corbett's mother. She had a fichu of lace and muslin and a cap to match, and she looked very dignified. She was knitting.

When the door opened and Anne came in in an evening dress, John Corbett was almost startled at her beauty.

Anne, on the other hand, saw that her host had a strong, kind face; that his hair was just streaked with gray; that his shoulders were broad, and that his manner was easy and well-bred.

Presently he was leading her up to the plain-faced woman in the armchair by the fire.

"I think you have already met my young people, Miss Daly," he said. "You have yet to make my mother's acquaintance."

After he had effected the introduction, he stood still by his mother's chair, his hand laid over hers that held the knitting.

"She is so unfailingly industrious," he said. "She puts us all to shame. She will never let me wear a sock she did not knit for me."

The old woman looked up at him. His eyes met her and he smiled down into them. Such love and pride were in the mother's face! Such tenderness in the son's.

"I should have hated him," thought Anne, "if he had been ashamed of her because she is only a peasant woman."

And six months later, when John Corbett's business called him to Dublin for a week or two, he suggested that Anne should accompany him and spend the time of waiting with Madame. And thereby began a very delightful three months for Anne—and many other people besides. Madame, the aristocrat par excellence, for once had different views about people who had made their money in business.

"No one could look at John Corbett and think him vulgar," she said. "He is a very remarkable person."

Anne watched him as he sat on that first evening, his courteous head inclined towards old Madame. She was conscious of a certain pride in his comporting himself so well.

"Yes, he is a gentleman," she said to herself, "and Gran has not taken so long to acknowledge it."

His business in Dublin concluded, Corbett returned to Witch's Castle at Madame's pressing invitation. He must see the sights of the countryside, though to be sure, they were mostly of the natural order.

They attended a horse fair and Corbett bought a pair of ponies for his favorite daughter, wild, bright eyed creatures. They went to an Irish race meeting with its characteristic humours, the tents, the dancing, the Aunt Sallys, and groups of country people with their rickety outside cars. They themselves had driven to the race-course on the outside car which was the only equipage Witch's Castle afforded. But, arrived there ,the party had been taken possession of by the occupants of a coach which towered above its neighbors, and which was presided over by Lord Finvarra, the Lord Lieutenant of the county.

"There's plenty of room for you, Madame, and for Anne and her friends," Lady Finvarra, a charming brunette, called down to them from her altitude. "Wait a minute, Madame, Ted will get down and help you up."

But old Madame was up like a girl and sitting with her race-glasses to her eyes by the time John Corbett had followed more soberly.

"I told you we were different," said Anne at his ear. "In England she would be sitting in the chimney corner knitting stockings for the poor, like your own dear mother."

"I can see Colleen, Anne!" cried the old lady in high excitement. "Lady Finvarra says she has put every penny she can raise on her."

"I reared Colleen," said Anne, standing tall and graceful by the Englishman's side. "It nearly broke my heart when I had to sell her."

He turned and looked at her suddenly.

"You are a horsewoman, of course?"

"I cannot remember the time I was not," she answered.

"And you might have had a horse at any time," he said. "There are always half-a-dozen saddle horses in Minster stable."

A light sprang into her eyes.

"I should have loved it, but—it would hardly have been becoming."

"I did not know you subscribed to the conventions, Miss Daly."

"No woman can altogether af-

ford to disregard them," she answered.

"You need not any longer be so proud with us," he said with one of his rare smiles.

"I'm not proud now," she said softly. "But I am proud of you. You seem to accept the Irish side of life so thoroughly."

"Did you think I would not?"

"I hardly thought you would be so elastic."

"We are less unbending than we seem, we English." he answered. "It is the mistake you make to take the superficial view of us."

"Will you, like a dear man, said Madame, "take this five shillings and put it on Colleen for me."

Anne smiled at Corbett as he took the money and vanished down the side of the coach.

"He might have offered to put on a five pound note for you," said Lady Finvarra.

"If he had, I'd never have forgiven him," said the old lady.

""A'h, but you see, he didn't offer," said Anne.

Lady Finvarra looked at her curiously. Later she remarked to her husband anent Madame, 'To hear her, Teddy, you'd think she owned John Corbett root and branch. Yet a little while ago she was lamenting that poor Anne must eat their bread. Myself, I think that some bread has not only butter to both sides of it but very choice jam as well. If I were Anne, I'd marry the Englishman."

"I understood Anne was engaged."

"To that silly boy, Brian. He never appreciated her or he wouldn't have left her to hunt up apocryphal riches somewhere or other. It was after enjoyment he was. And it is of a piece with his conduct that he should drop out of the world and never send a word to Anne to say where he was."

John Corbett and Anne were preparing to return to England when an epidemic of fever broke out and they were ordered to stay where they were until all danger should be past. Madame's house was flung open and turned into a hospital, while all those who were able were kept fully occupied nursing the sick.

Never was wooing, if wooing it was, done amidst such strange surroundings. Corbett and Anne worked, helping the little doctor, till they were dazed and blind with fatigue. The fever had laid hold on practically all of the islanders. An improvised creche was erected where the children who had not yet been affected were looked after by a comfortable homely peasant woman.

"They must never go back to those wretched hovels," Anne said one day, looking proudly round the circle of dark and fair heads.

On Kissing

Some very practical advice is offered to young people in an article in the **American Magazine** for December on a purely pragmatic basis. The question put is "When and how much is it safe to pet and kiss and when is it not?" The answer in general is that kissing which becomes the equivalent of sex-indulgence is never safe, never a help to real friendship, never a way to happiness in marriage. In quantitative terms, the author says that the chances are 1,000 to 1 against a happy marriage when it has been preceded by sex-indulgence.

It is another voice raised in the midst of the welter of lasciviousness that mars the friendships of innumerable young people, with the message that "sin does not pay." There is, however, no mention of sin in the article written, though indirectly it is recognized in the fact that the author talks about "letting conscience be heard." It is a matter of fact statement of cause and effect by one who claims to have wide experience in guiding youthful lives.

Yet we doubt that much good will be accomplished by such warnings and cautions, until the word "sin" is used freely and intelligently to characterize sex-indulgence in any form, whether under the guise of petting or kissing or what-not, and until the basic reasons for avoiding sin be placed deep in the minds of those being warned. Possible future complications, perceived only by older people who have gone through the mill or seen others suffering for youth's mistakes, are strangely inadequate to set up defense mechanisms in the will power of young people when emotions begin to carry them away.

But when a young person knows that letting sinful emotions have their way is a sin, that a sin is a thrust against God, a lash against Christ, a blow at their own nature, and a way to hell, then they wont' need to be told a great many sad experiences of those who have sinned, in a futile effort to deter them. They will know by the innate wisdom that comes with a knowledge of what sin means that it can't pay — even though every experience ever recorded were to announce the contrary.

And all this hair-spitting about how much kissing and petting may be indulged in can easily be dispensed with when straight, clear ideas about what constitutes sin are once grasped: Indulgence in extra-marital sex-pleasure, or in any form of activity that is likely to lead to such pleasure, is always a sin. The young man or woman who knows that knows all that is needful. It is for their will power and the grace of God obtained by prayer and the sacraments to do the rest.

(The Liguorian)

"Is there a landlord?" John Corbett asked quietly.

"A very eccentric old maid who lives in Dublin. She never comes here. Some one else collects the rent for her."

A few days later John Corbett informed the circle round the dining-table at Witch's Castle that he had acquired the island of Inismacsaggart."

With money and good will everything is possible. Within a few days the island resounded with the moise of masons' hammers and carpenters' tools. The old village was being pulled down, the debris carted to the sea, and a new village was to arise. One day the new landlord went in search of Anne. He wanted her advice about the new cottages.

"Being English," he said, with a humility that pleased Anne, "I am afraid I may go wrong. I look to you to keep me right."

"Not too fine," said Anne. "No I think no scullery sinks. They wouldn't know what to do with them. Just plain cottages with light and ventilation and good flooring and walls, and a fine coat of thatch on top of them. And yes, just the open hearth they're used to, and a hook for the pot."

"How good you are," she said a few days later when she saw her plans being put into effect. "I used to think money a contemptible thing, but I don't think it so now, when I know how it can be used in the hands of a good man."

He blushed boyishly.

"I don't know that I deserve much credit," he said then honestly. "I did at least as much to gratify myself as for—better things. I did it——in fact, for you."

Anne's sudden burning blush amazed him. She put up her hand and nervously fingered a charming little locket which she always wore.

A few days later Lady Finvarra imparted to her husband that Anne had given up wearing the locket, and voiced the opinion that Anne had discovered to herself that it was all nonsense about Brian, whose photo was in the locket.

"Pooh!" retorted her spouse. "The catch is broken or something."

"I wonder why I ever married a man with so little imagination,' said his lady scornfully. "Anyhow, I'm going to find out the reason why."

One of the things she eventually found out was that Anne was not so loath to return to Minster with John Corbett when they were at last free to go, as she had been to leave Witch's Castle only a few months previously.

And after that joint visit to Ireland Anne could never be the same as before with John Corbett. The old relations of employer and employed which she had tried always to insist upon could not be kept up. John Corbett would not permit it.

He was deep in the carrying out of certain plans for the erection of model rent-free houses for men employed by his firm.

"If we could only have the like in Donegal," said Anne. Her head was close to John Corbett's as they bent over the plans together on the library table. "But, of course, we should need the industries first."

"And why not?" he said, looking at her, strangely agitated. "Why not? Why should we not have the industries first and build the village together afterwards—you and I?"

Before she could answer him, beyond the sudden rose and white of her face, a servant knocked at the door. The Duchess of St. Kilda was in the drawing room.

Anne fled, grateful for the interruption. She did not yet feel ready to answer John Corbett. She must tell him about Brian first.

"Do you still look for the return of that wild cousin of yours?" asked the Duchess in the course of their subsequent conversation. "Have you been faithful to his memory all these years? If he should come! You might not feel the same towards him."

Anne turned her musing eyes upon her.

"Why," she said, "I have been thinking of it for some time. We were only children. Now I am a woman of thirty. People change. They can't help themselves. But there is Gran. Would she still hold me bound to him?"

"Don't look so frightened, child. If I were you, I would make up my mind that he is never coming back. As for Madame, she is too wise a woman to hold you bound."

"Do you think so? I wish I had asked her when I was there. Poor Brian! He may have found out it was all a mistake too."

The door opened quietly and a footman entered to announce: "Sir Brian Daly."

Anne uttered a sharp cry and stood as if turned to stone while the big red-headed man in the out-landish clothes took her in his arms and kissed her.

But there was a shame-faced air about his greeting which the Duchess noticed with satisfaction.

"Depend upon it," she thought, "hes' been up to something. He has doubtless a savage wife and a wigwam full of wild children somewhere." And she was not far wrong. She watched Anne with keen appreciation of her courage. Anne smiled at Brian's ruddy cheeks and drew him down beside her on the couch. But all the time she was thinking she must return to the library and tell John Corbett that she had let his love for her grow without telling him that there was another man; and now the other man had returned and would hold her bound.

Presently she got away, leaving Brian and the Duchess together. She went straight back to the library and to John Corbett. He looked up smiling as she came in.

"The Duchess did not keep you long," he said.

She did not take the seat he offered but stood with bent head her colour coming and going. He thought she trembled a little and he began to wonder.

"What is it?" he asked gently, "Not bad news?"

"Good news," she said, "her head sinking lower. "My cousin, Sir Brian Daly, has returned, and is in the drawing room with the Duchess."

'Your long-lost cousin! How glad Madame will be! Let me welcome him."

"Gran would never believe he was dead." Something in her voice attracted him.

"What is he to you?" he asked with sudden sharpness, "apart from the fact that he is your cousin?"

"I want to tell you. You must hear of it from no-one but me," she began.

The door opened suddenly and the Duchess rushed in.

"My dearest Anne," she said, "I have the strangest news to impart to you. That erratic young man, your cousin, has been confiding in me, and I have promised that you shall intercede for him with Madame Daly. He is not only a married man, but the king-consort of a reigning queen in one of the pacific islands, and already he talks of taking Madame back with him to make the acquaintance of his wife and her great-grandson." She was watching Anne shrewdly. "If she shrieks or faints," she thought, "it is all upwith us. It is a bold stroke. Pray heaven I have come at the right moment."

For a few moments Anne seemed confused. Then her face cleared and she smiled.

"A black queen!" she exclaimed, "and a baby!"

"Not black, my dear, brown. And a Christian with a long pedigree. What will Madame Daly say?"

"I will write to her," said Anne.

Madame took the news in the most unexpected way.

"Sure," she said, "like sees like. And weren't his fathers kings long ago? And is there anything wonderful in his picking a queen for his wife?"

"Now let me tell you," said Anne to John Corbett, "I have been engaged to my cousin Brian all these years. But lately I have known that if he were to return I should have to break the engagement. The only thing that troubled me was Gran. She had grown wonderfully fond of you, but I did not know how she would take it that you should push out Brian."

"Sir Brian's queen must make up to her for your mesalliance," he said, smiling down at her.

She looked up at him with the most lovely humility.

"It is you who exalt me," she replied.

Canadian Centennial

1841-1941

The Centenary of the arrival of the first Oblate Fathers in Canada was marked with outstanding solemnity throughout the whole of Canada.

At headquarters of the Eastern Province, a solemn novena of thanksgiving in honor of our Immaculate Mother was preached in St. Peter's Church by His Excellency Bishop U. Langlois, O.M.I.

His Excellency Archbishop Ildebrando Antoniutti, D.D., Apostolic Delegate, officially opened the Centenary Celebrations with warmest words of appreciation for truly extraordinary apostolate of the Oblates; having begun with four Fathers and two lay Brothers, they now count more than 2100 members in Canada and the U.S.A.; they have planted the Cross of Christ in the virgin soil of the unexplored west; they have extended His Kingdom to the extremities of the Earth, all along the Arctic Circle.

His Excellency then read the letter which Our Hl. Father the Pope addressed to all Oblates in Canada.

His Emminence Cardinal Villeneuve, O.M.I., Archbishop of Quebec presided at the principal celebrations held in Montreal and Ottawa. The crowning feature of three celebrations was a solemn Pontifical Mass celebrated on December 8 in St. Peter's Church, Montreal. His Emminence Cardinal Villeneuve, O.M.I. was celebrant. Eight Oblate Bishops, members of the Quebec hierarchy, Oblate Provincials of Canada and of the United States, and many distinguished guests, were present in the Sanctuary.

His Excellency Archbishop McGuigan, D.D., Archbishop of Toronto, preached the opening sermon of the Novena conducted in St. Joseph's Church, Ottawa. Each evening, a member of the Canadian hierarchy presided at the Novena Services.

Centenary Celebrations were also held at the University of Ottawa, at the Juniorates scholasticales and Oblate Churches.

Representing St. Mary's Province at the Centenary were Rev. Father Provincial and Rev. Fr. J. Bednarz, O.M.I.

In each of the eleven Districts of St. Mary's Province, a centenary celebration was held. The event was particularly commemorated at the pilgrimages conducted at Blumenfeld and at Holy Rosary Church, Reward, Sask. Special centenary celebrations were held at our Novitiate at St. Charles and at our House of Studies at Battleford.

What rules the world?

The cliches and catch-phrases say it is the hand that rocks the cradle, or the almighty dollar, or the political ring. Here is the correct answer to the question in the title—do you need to guess?

John A. Treinen, C.Ss.R.

Even a cursory study of history, religious or profane, will reveal to the reader that in almost every century since the first, men have shaped their lives on catch-phrases, by-words, so to speak, which occasionally are true, — often only half-true, and too frequently untrue. Yet no matter what their worth, by them some men live and move and have their being. Their use, however, a a guide to rational living, can prove at times very harmful, and at times very beneficial, not only to the civilization but especially to the salvation of man.

I will cite several instances which are easily recalled, to bring out my meaning.

You remember the one — "The Christians to the Lions." This was very popular in the first few centuries of Christianity. The supposedly wise coined it, and the les wise did not question it, and so — to the lions went the Christians — in droves of millions.

A later century was more blessed for Christianity. "Deus vult" cried men, "God wills it," echoed their children. And the sons of God and their children armed with courage and prayer, set out ten times to fight a Holy War to regain the Holy Land from the thieving Turks.

Another was born with Luther and isn't dead yet: "Faith without good works." This particular catch-phrase did away, in one fell swoop, with Mass, Penance, Purpatory and Free-Will.

In a later century, France with Voltaire and his followers, awoke one day and shouted: "Reason is supreme." The result: The crucifix over the altar in Notre Dame was replaced by a nude woman — and some churches, for a time, were turned into taverns, and night clubs and worse.

Finally, today, others are floating over the field of science and religion: Man is only a monkey; Marriage dies when love dies; One religion is as good as another, with the result: some men are leading animal lives, even Marriage is often only legalized mating with one, two, or say, several mates; while religion has as its head and author a God who is only an indifferent nit-wit.

There you have in a nutshell, some of the moral chaos that can result from a human idea half-stated or misstated. It is to offset, at least in part, this moral ruin that I offer the old but now and ever true catch-phrase: "More things are wrought by prayer than this world dreams." A non-Catholic poet is the author of it — but even Catholics might learn the better to appreciate prayer if they believed about it what the poet spoke so beautifully.

To help us evaluate prayer and to use it more profitably, it is best that we know exactly the meaning of prayer, as used here, for Prayer may have several meanings. It may mean merely the lifting up of the mind to God; or conversation with God. Finally, and this is the meaning intended here, prayer is asking God for things that are proper and suitable for Him and for us. Therefore, there is immediately excluded from this idea of prayer all things that are harmful to us, all things sinful, all things that are inglorious to God. And there is included all things worth while: things that promote the glory of God and the interests of Christ, things that will increase our faith, strengthen our hope, and deepen our love; things that will mean for us victory over our passions and temptations and finally gain for us the crowning gift of perseverance. Temporal favors are not excluded from the prayer of petition, but if they are to be included, they must be added with the condition: if it be God's will. For temporal goods may become evils for us when not used in the right way. Such things, therefore, as wealth, health, honors and wisdom may be asked for, but always only conditionally. For wealth may ruin our soul by its downward attraction. Health and long life may make us less dependent on God and lead us to forget Him. And honors and wisdom may puff up and swell our heart and head — by which sin fell the angels.

We must, then, remember, this important distinction when we pray—namely, that some things may be asked for absolutely: such things as are always and under all circumstances good for God or for us; while others, which can prove harmful at times, may be asked for only conditionally, i.e., if God sees that they will do us no harm whatever. To pray thus is to pray right. And by praying aright, we shall never have the right to say: "I prayed and received not." For if we do not receive it is entirely our own fault: either we asked for useless or harmful things, or we failed to ask them with attention, with humility, and with confidence and perseverance.

Nowhere did Christ promise to grant every request merely because it fell from human lips,

but somewhere He did condemn the Jews who prayed to His Father only with their lips while their heart was far away. Nowhere did He promise to hear our first request, but somewhere He did say that we should pray always and cease not to pray — as He did in His own agony and dereliction when He prayed the harder: three times and for three hours He prayed, conditionally, for the passing of the chalice of suffering, and in the end, He had to drink it down to the dregs. Nowhere did He promise to hear the proud heart or the diffident and faithless one, but somewhere, He did say that the prayer of the humble shall pierce the clouds. Somewhere He did say that 'if you shall have faith and stagger not, you shall say to this mountain, 'take up and cast thyself into the sea,' and it shall be done." This is praying aright, and this idea of prayer was in our Lord's mind when He said: Ask and ye shall receive."

Against prayer, however, specious objections are often raised. Though some understand the meaning of prayer they fail to grasp its necessity and value. They readily admit man's helplessness, man's frailty, and man's need. But they also assert the Infinite Wisdom and Liberality of God. Hence, they argue, that since God knows all things, He certainly must know our needs. Therefore, He does not have to be told about them — He needs no information from us about ourselves.

Such people should be told that the purpose of prayer is not to give God information — on the contrary, by our prayer we beg Him for some of His information. Since He is the Lord and Master of His goods and of us all, He can dispense His favors as He chooses. But He will always choose conditions that will further His glory and increase our bliss. Now He chose this process to shed His light: "Ask and you shall receive." Receive what? Light to guide us on the way, light to see the truth, light to read life aright. It is as if God were waiting on our prayer to set free his goods on their errands of love. Our prayer becomes the spring that starts His Mercy into action! Prayer, then, does not enlighten God but it gives light divine to the one who prays.

Others feel that since God is most liberal, He should lavish His favors unasked.

Is such an argument really honest and valid? Don't such men see that just because God is so infinitely liberal He has added to His many gifts the gift of prayer? Furthermore, to receive all favors unasked would not only prove harmful to us but also be unsuited to our human dignity. It was through no prayer of ours that the world and all that is in it was made. No prayer of ours created, baptized, and redeemed us. See how much is ours unasked. To give all unasked would spoil us, for it would train us to forget God — enjoying His gifts, but never thinking of the Giver. It would train us to pride and ingratitude — taking all for granted. Besides, our human dignity would be dishonored if God showered all His gifts unasked. For to receive favors unasked is the lowly fortune of beings that cannot ask — of those who have no mind and will, as minerals, plants, and brutes. Whereas, being invited to ask for some favors shows respect on God's part for our dignity as intelligent beings; it offers us the privilege of a private audience with God, and gives us the ecstasy of a fond embrace of our Father while we let fall from our heart our pleading into His Boundless Heart. Hence, far from denying the liberality of God, prayer was given us just to initiate the sweet process of love between Father and child.

A final objection to prayer is voiced by those who have spluttered a little in philosophy or higher learning. They argue that God by His very nature is unchangeable. His plans and His decrees are as fixed as His being. But prayer would make a changeling of God, forcing Him to reverse His course and to re-write His plans.

At first blush, such an objection seems to carry some weight — but on closer analysis it can be shown to be as shallow and flimsy as the others. And in answer to this objection I make bold to say that prayer rules the world. What does that mean. Just this: we often have heard the words 'God's Providence,' and we know what they mean: God's actual government of the world in all its details; the execution of God's plan in the universe. This plan of God is eternal and it contains not only the effects that are to happen but also the causes that produce the effects. That means that when God established the course of the world He had regard for all the desires and prayers of each intelligent being in the world. So that when a soul addresses to God in the present a prayer worthy of being heard, we must not imagine that that prayer comes to the knowledge of God only in the present. On the contrary, He has heard that prayer prayed from all eternity, and because of it He arranged, from all eternity, the course of events to suit that prayer. The prayer does not change the mind of God — it merely makes it possible for Him to grant now what He planned for all eternity if that prayer were said. The affairs of mankind, then, are planned from all eternity — but the plan was built by the prayers of man. If prayer, then, moves the hand that moves the universe, then prayer rules the world. Hence, God is not a changeling but a just and strict administrator of our prayers.

A great Catholic scholar of the last century, Donoso Cortes, clearly understood this sublime truth when he wrote: "I believe that those who pray do more for the world than those who fight; and that if the world goes from bad to worse, it is because there are more battles than prayers."

In his book, "The Forgotten God", Bishop

Kelly writes in a similar strain: "We complain bitterly under our afflictions. We blame our rulers when prosperity leaves us. We plan elaborate remedies to cure society, industry and politics. But who ever thinks of the remedy of prayer? Yet, that is the one remedy, that cannot fail. Prayer rules the world . . . It is not new plans we need, not new taxes but more prayers."

"More things are wrought by prayer than this world dreams." That is a beautiful truth. And perhaps, it will not seem daring now to change the poet's words and say: If that saying were to become the catch-phrase of our century, how quickly would we receive the things that are to our peace. How brighter would be the sun, how fairer the moon, how much greener our fields and how keener our joys; how happier the faces of men, how lighter their spirit, how sweeter the songs of our land, how nobler the work of the laborer; how much more patient the sick in their pain, how more resigned the bereaved over their loss; how closer the bond with our brother, how nearer the touch of our God. For it is not the hand that rocks the cradle, not the head that wears the crown, not the voice of the Almighty dollar but the hand that is outstretched, and the head that is bowed down and the voice that is uplifted in Prayer that rules the world.

BREATHE IT NOT TO A LIVING SOUL

A good mother of a certain family relates the following incident.

"Not so very long ago, a company of several young ladies were in our home, when suddenly the door bell rang furiously. Breathless the newcomer came in crying: "I've just heard the most awful thing about Nellie Grahan, I've run all the way to get here and to tell you about it. But everyone here must promise faithfully not to breathe it to a living soul! She proceeded then to make each one promise. Much to our amusement, we heard one of the girls, who so dislikes gossip, say very quietly: "Edith, we've all promised faithfully not to tell the story to a living soul. Now, hadn't you better promise too?"

At this we all laughed. Needless to say, the story was not told.

* * *

"Men judge events with the foreshortened vision of time, which passes and flies past irreparably; God, on the other hand, sees events from on high, from the unmoved centre of eternity. Men have before their eyes the limited view of a few years; God has before Him the all embracing panorama of the ages. Men think of human events in relation to their proximate causes and immediate effects; God sees them in their remote causes and judges them in their remote effects . . .

—Pope Pius XII .Radio, Feast of S.S. Peter and Paul.

THE INCOMPREHENSIBLE

According to an ancient story, Hieron the king of Syracuse once called the philosopher Simonides to appear before him.

"Tell me, O Simonides," the king said, "what is God?"

But Simonides answered: "My Sovereign, I will answer you after a day."

On the next day the king once more called the philosopher before him and the question was repeated. But Simonides could only say:

"O King, I must have two days."

When the two days had passed, the same question was repeated, and Simonides begged for four days.

At this the king became annoyed, and asked why such a long time was needed. Thereupon the philosopher made answer:

"My Sovereign, the more I reflect on God, the less I understand of Him. He is covered with mystery, and I cannot find words to explain Him."

TIME TO LAUGH

The human side of the loveable St. Philip Neri, and his love of a good joke, appears in this anecdote that is told of him:

His disciple, Baronius, the great historian and writer of the lives of the saints, was a very sober and serious young man. One day St. Philip took him with him to a wedding celebration. After the banquet, each of the guests was called upon to contribute his part to the gaiety of the occasion. There were songs and speeches and laughter in abundance.

Through it all, Barionius sat as sober as usual. Finally St. Philip turned to him and said:

"Now, Baronius, it is your turn. Strike up the Miserere for us."

It May Interest You......

OPEN SESAME!

An enterprising restaurant keeper in San Franciso has just hit upon an ingenious plan for providing additional seating accomodation . When the restaurant becomes full, he merely presses a button, the walls disappear and 120 more diners can be accomodated.

If that isn't enough, he presses another, giving seating room for ninety more. Yet a third time he can press a button and sixty more diners can be accomodated.

The ingeniously moving walls are each operated by a one-fourth horse power motor. Whether the extra waitresses and cooking staff necessary for the extra accomodation appear by such Aladdin-like methods is not revealed.

The Arson Expert

The Chinese, who, according to Charles Lamb, repeatedly burned down his house in order that he might enjoy the luxury of roast pork, has recently had his counterpart in Singapore, with insurance as his object.

This modern perpetrator of repeated arson, whose feats are recorded in a Colonial report issued on the Straits Settlements, started by burning down his house to obtain the $3,00 insurance. Ten more shop-houses were destroyed before he was arrested, and then he absconded when allowed out on bail.

Six years later he calmly returned to the neighborhood, and "his distress was great when he discovered that the law, which he had written down as an ass, had at least the memory of an elephant." He is now serving five years of imprisonment.

Caller: "Well, well, so your name is Janie and you're five years old. What do you plan doing when you get as big as your mother?"

Janie: "Diet."—

Uncle Sam's Whiskers

An American professor of history has been explaining to his students how it has come about that the long-legged cadaverous Uncle Sam of the political cartoonist, who is as unlike the typical American as John Bull is unlike the typical Englishman, came into being.

According to this authority, Uncle Sam was drawn long-legged because Americans gained long legs going west on foot. He is slender because the average American is constantly worried and nerous; and the whiskers are typical of the person who is in such a hurry that he does not have time to shave.

CRETE

Homer told in one of his poems that Chete is in the midst of the deep sea; a fair and fruitful land. One of its peaks, Mount Ida, is suposed to be the place where Zeus, the king of the Greek gods, was kept when an infant. Another Greek myth described a monster called the Minotaur (part bull and part man) which was killed by the hero Theseus. Not far from Candia are the ruins of a palace of the king of Crete demolished by an earthquake. Among them is a huge maza or labyrinth dating back 4,000 years.

Mice as Life-Savers

White mice are used as life-savers by the men who operate the coke ovens at Dagenham. When an oven needs repairing the men are not allowed to enter it until the atmosphere has been tested by the mice, which are highly susceptible to the fumes of poisonous gases.

Body Divining

The attempt of a water diviner to discover the body of a missing girl in a canal at Hayton by use of a Hazel twig recalls another and more elaborate method of "divining" sometimes tried in such cases——that of setting a loaf, weighted with mercury, afloat on the water in belief that it will sink at the sot where the body lies.

The method has been tried, without success, more than once in recent years, but in December, 1885, the Stamford Mercury published a circumstantial account of how, after a long and futile search for a young man who had fallen into a flooded river near Stamford, a loaf was set afloat which came to a standstill and slowly sank at a certain point.

A trawl was at once let down at that spot, and the body and loaf were recovered.

Dont' marry a pensive girl," advises an expert on matrimonial matters in a contemporary. This is good advice. The pensive girl becomes, in the natural course of events, the ex-pensive girl.

In the course of a duel between two Hungarian Counts the combatants twice dropped their swords and went for each other with their fists. It is very regrettable when these displays of ill-feeling occur on the field of honour.

Twenty-Two Hours Sleep a Day

Admitted in 1921 to the West Highland Rest Hospital, a poor institution at Oban, a 90-year-old man has been sleeping 22 hours a day for 15 years. He wakens three times a day for meals, and after taking his food he falls asleep again without speaking.

He is John Maceachran, labourer, of Kilchrenan Argyllshire. Fifteen years ago he broke a thigh, was taken to the hospital, fell asleep after a meal, and since then has never been awake for more than two hours a day.

His sister, who is 96, is also a patient in the hospital. They are the oldest local inhabitants.



SINGING BOY

By Mary Fabian Windeatt

The Story So Far:

Michael Peters, seven years old, is the son of a Nazi propagandist and a prominent woman novelist. He has known much unhappiness at home, caused by the lack of love between his parents, and this has made him shy, quiet and too self-centered for a boy his age. He has never had any religious instruction, but one day an old friend of his mother takes him to choir practice at a Catholic church. This is the beginning of a new life for Michael.

CHAPTER IV

MICHAEL presently found himself in the back seat of a speeding taxi, while Hugh Clay settled down to explaining the day's program.

"We'll visit Roger first," he said confidentially. "You can watch the choir boys and listen to them sing. Then we'll have lunch some place and get down to Radio City about 2:30. . . . "

The little boy's eyes were shining. "What do they sing, Hugh? The choir boys? Songs like we have at school about America?"

"No, son. They sing hymns."

"What's hymns?"

Hugh looked down at the serious small figure beside him and smiled. How he should have loved a youngster like this one! What plans he could have made for his future! What care he would have taken that this fine small mind was not hurt or warped in its struggle to comprehend this great bustling world!

"Well, a hymn's a song that people sing to God, and usually in church."

"But father says that there isn't any God."

"I know, but people who sing hymns are different from your father, Michael."

"But why do they sing to Him?"

"Because He likes it."

"How do they know?"

Hugh sighed. The child was so pathetically in earnest. Looking into the clear gray eyes lifted to his, he felt as though it were the starved and lonely self in Diana that was asking him these questions.

"They hope that their music, which is really a prayer, will please Him, Michael. Like me: I don't know if you're going to enjoy your little outing with me, but I hope so. See?"

Michael nodded. "It must be nice," he said. "Maybe some day I could sing to God too, Hugh."

The taxi had arrived in front of the great stone bulk of St. Stephen's. Hugh, busy with the driver, motioned Michael to get out. As they went up the broad steps together, the boy looked up at his companion curiously.

"It would be too bad if the people were wrong, wouldn't it?"

"Wrong? Wrong about what, Michael?"

"About the singing. Supposing God would rather just have quiet? Mother does, when she's writing, and father when he's busy with a speech."

The lips of Hugh Clay twitched. He pushed his broad shoulder against the heavy swinging door and guided his small charge in ahead.

With a sense of awe Michael entered a Catholic church for the first time. After the spring sunshine outside, the vast dimness was startling. Yet gradually he became accustomed to it, and presently he could make out the giant pillars marching up the nave, the endless rows of bleaming pews, the shrines along the side isles with their flicker of colored votive candles.

"Where is he, Hugh?"

"Who?"

"The man you came to see. Is he hiding some place?"

Hugh took Michael's hand in his. "Let's sit down here," he said. "We'll hear from Roger in just a minute."

They chose a back pew and sat down. Michael's heart was beating with excitement. Never had he been in such a strangely beautiful place as this. But then suddenly the quiet was broken with a wealth of sound as from the loft above their heads came the full rich tones of an organ, followed by the soaring treble of fifty boyish voices.

Michael sat rigid, and thought of the first time he had ever been allowed to play in the surf at Montauk. A great cold wave had thrown him over, and filled his whole body with tingling shock. He had been afraid to think. It was the same now. The surge of crystal treble coming over his head was like the wash of mighty waves, beautiful and frightening at the same time.

Presently there was a lull, then again the sounding organ and chorus of high, sweet voices. The little boy shivered with the beauty of it all. Never had he known anything so splendid. And the church —— ah, the church was the most fascinating place in the whole world, with its immensity of shadows, its flickering candles, its towering shafts of marble! Some day he would make a picture of this church, but now it was enough to sit silent and wondering.

Hugh smiled down at him. "Want to go upstairs now?,'

"You mean .... we can?"

"Sure. Meybe Roger might even make you a choir boy."

MICHAEL never forgot his climb up the winding stairway to the great drafty choir loft of the cathedral, flanked against the rose purple radiance of an immense stained glass window. Or his first glimpse of Roger Bannock, master of the St. Stephen choristers. The remembrance of a stooped little man at the organ, with rusty-red hair falling over steel spectacles, was to remain with him always.

Shyly he let Hugh go ahead, past the row on row of boys and men who eyed him curiously. He felt little and alien, but Hugh went briskly on toward the organ, passing through the colored rays of light that streamed from the rose window as though they were quite the most ordinary things in the world.

"Hello Roger. Guess I'm late."

Roger Bannock looked up from behind his perch at the organ manuals. He was close to fifty, but a certain elfin look about him made him seem as young as a boy. He beamed now at the newcomer and clapped his hands softly.

"Hugh Clay! Well, it's about time. We've been doing the Allegri number and you know you're always needed for that."

"Sorry. Some business came up. By the way, I've brought a friend with me. Michael, come and meet the maestro."

A lump came into Michael's throat and he stayed in the shadow of the doorway. How awful that he was suddenly afraid of all these boys and men, of Roger, even of Hugh. His legs felt cold. He could not walk the long distance to the organ where the funny little red-haired man sat waiting. He wished that the music would start again, that anything would happen —— anything but the terrible silence that pervaded the whole choir loft as fifty pairs of strange eyes looked him up and down.

Hugh turned to Roger and whispered something, and slowly the little man slid from his perch to the floor. Michael watched him coming towards him with mingled emotions. And then he saw that the blue eyes behind their steel-rimmed spectacles were smiling, kind. There was no need to be afraid. This little man was a friend.

"Listen," said Roger, putting his hand on Michael's shoulder, "will you do me a favor?" And then, before Michael could answer: "Will you and Hugh sit up in the back and tell me how you like the next piece?"

It was as simple as all that. Michael nodded, and presently Roger had led him past the boys and men to a seat right underneath the great rose window. Here there were no curious eyes staring at him, only the backs of the assembled choristers. And here there was a wonderful view of the whole church beneath.

"You and Hugh sit here and tell me afterwards how you liked it. And tell me what you think of Emmanuel. He's going to do a bit of a solo."

Michael smiled and made room for Hugh on the bench beside him. This was really wonderful.

"Who' Emmanuel, Hugh?" he whispered, as Roger went back to the organ. "Is he a boy or a man?"

"A boy, a Jewish boy who became a Catholic. Sshh, now!"

It was plain that Roger Bannock wss monarch of his choir loft. He tapped briskly now with his baton, surveyed the assembled group before him, raised both arms and the next minute the church was again filled with harmony.

"It's a special song for Holy Week in Lent," Hugh whispered. It's called the **Miserere**, a very sad song that a man wrote after he had done many wicked things. You've heard of King David, Michael?"

But Michael shook his head. He could think of nothing but the beautiful mixture of sound that was soaring into the air.

Have mercy on me, O God, according to Thy
great mercy.
And according to the multitude of Thy mercy
Blot out my iniquity.
Wash me yet more from my iniquity,
And cleanse me from my sin.
For I know my iniquity,
And my sin is always before me....
Thou shalt sprinkle me with hyssop and I
shall be cleansed.
Thou shalt wash me and I shall be made
whiter than snow....
To my hearing Thou shalt give joy and
gladness:
And the bones that have been humbled shall
rejoice....

The whole world was full of more wonder than Michael had ever known. Below him the great nave, its pavement splashed with filtered light, seemed to float as if in a mist. From the height

and distance of the choir loft everything was almost too beautiful to believe. He looked at Roger, at the boys and men, and suddenly into his heart came a great longing. If only he could sing hymns too, here in this wonderful place of beauty and color and peace?

He touched Hugh's arm gently, and then pointed out into the shadowy depths below. Everywhere were the flickering colors of candlelight, reflected on the polished surface of the pews. But far up the nave, in the middle of what seemed to be a long white table, was a faint glimmer of gold. It seemed to be a little shiny door.

"What's that?" he whispered while the minor cadences of the **Miserere** surged about them. Hugh's eyes followed the pointing finger.

The tabernacle," he said. "Catholics believe God is in there."

"God?"

Michael stared down the great well of gloom to where the golden door of the house of God beckoned mysteriously. He was still listening to the music; he could still feel the magnetic power in Roger Bannock as he drew from his fingers the shades of tone he desired. But there was something else to think of now. God lived here, behind the little golden door. That was why the music was so beautiful; it was for Him.

He plucked at Hugh's sleeve, a great curiosity welled up within him.

"Could we go up close to the little door? The one God's behind? Could we go up and look?"

The man smiled down at the eager face. "Why not?" he said.

PRESENTLY the rehearsal was over. The men and boys filed eagerly down the winding stairs to the vestibule, and out into the sunny street. Michael watched them go with interest, but his eyes rested longest on the boy named Emmanuel. Emmanuel was twelve years old, and senior solo boy in the choir. His voice was clear and sweet and he had sung with an assurance that was wonderful to behold. He was a dark-skinned boy, with a kindly smile and graceful movements. Looking at him, Michael knew that Emmanuel was everything he wanted to be. If he had dared, he would have smiled at him as he followed the others from the loft, but his courage failed at the last moment and he had remained quietly on his bench.

Presently Roger came over, a stack of hymnals under his arm, the keys to the loft jingling in his hands. Hugh was already on his way down the stairs, to speak for a few minutes to a friend.

"Well, time to lock up, son," he said. "How was it?"

Michael got to his feet. "It was wonderful," he said simply.

The little man regarded him curiously. You're sure?"

"Oh, yes."

"Why are you sure?"

Michael blushed to the roots of his fair hair. "Because I got shivers up and down . . . and I wish it weren't over."

"Anything else?"

What harm was there in saying it?

"Emmanuel was wonderful. I wish I could sing hymns to God like that."

A strange expression crossed Roger Bannock's face. He bent down and looked at Michael closely.

"Maybe you can."

"Oh, no. I'd be afraid of the others."

The man took the boy's hand in his. "Let's see if you have an ear for music," he said. "Ever sing at home?"

"Oh, no."

"Well, it won't take a minute. No one's here but us."

Michael felt himself being pulled across the floor to the organ, and presently Roger had seated himself at the instrument. He put a finger on one of the shining keys and a thin sweet note soarded into the air.

"See if you can make a sound like this," he said.

As in a dream the boy beheld beneath him the vast dimness of the empty church. The candles at the shrines were twinkling like so many friendly stars, and far down, almost hidden in the shadows, shone the little golden door behind which God lived. The thin sweet note continued to sing beside him. The whole church was filled with its throbbing. Michael listened, unable to understand why his whole being cried out to be part of this beauty, to join the small silver tone that was cutting into the silence of the great church.

"Come on," said Roger kindly. "Very softly. Just so I can hear it."

The little golden door shone and glimmered like a beacon in the dark. Michael looked at it, breathed deep, and heard a fragile sound emerge from his throat that matched the note from the organ. Roger's glance was approving. He pressed down another key, and a new silver sound mounted into the air.

"Now, try this one," he said.

Michael nodded. The old fear was leaving him now. He had forgotten about his father, his mother, the twins, Elizabeth, even Hugh. All that he knew was that it was not hard to sing the high sweet tones, to send his voice down towards the little golden door. Why, it was easy, wonderfully easy!

(To be continued)

"Never argue at the dinner table, for the one who is not hungry always gets the best of the argument."—Whately.

"Men's arguments often prove nothing but their wishes."—Colton.

? THE QUESTION BOX ?

Is a person over sixty years of age excused from abstinence on Friday?

No. Such persons are excused from the laws of fast (relating to the quantity of food taken) but not from the abstinence (relating to meat).

Sickness and excessive weakness might allow an excuse for such persons to eat meat on regular abstinence days, but there is no general permission for them.

* * *

What do you think about the St. Swithin's day "rain" prophesy?

The St. Swithin was Bishop of Westminster and died in the year 862. He had left orders that he wished to be buried in the churchyard, so that the "sweet rain from Heaven might fall on his grave." Later on, the monks desired to bring his body into the choir, the day agreed upon being July 15th. Rain poured down on that day and for forty days afterward. So the plan was abandoned, especially when some supersitious souls began to say that the Saints in Heaven had caused the rain.

Records have been kept in some places and these show that the old notion of "40-days rain" is not true.

This is only another of the old superstitions, harmless and useless.

* * *

What is meant by "the saintly T's?

These are the names of Saints, all mispronounced as children would say them. They are "Sin Tander, Sin Tantony, Sin Tawdry, Sin Taustin, Sin Tedmund, Sin Tooley, Sin Telders."

These are, respectively, Saints Andrew, Anthony, Audrey, Augustine, Edmund, Olaf and Ethelred.

In the olden days, persons used to swear by the saintly T's," but now the expression has almost disappeared.

* * *

May I read a forbidden book if there is no danger for me in it?

No. Church law is explicit on this, saying that even if danger ceases in a particular case, the prohibition still exists.

This is sound reasoning. People are prone to magnify their own powers and strength, and they would easily imagine that they have resistance and virtue not actually possessed.

If there is real and urgent need, permission of the Bishop may be presumed; otherwise, it is required that his permission be expressly obtained.

* * *

Do priests have to say their Divine Office every day, under pain of mortal sin?

Yes. Unless exempted or excused by serious reasons, they are most strictly bound. Priests saying the Office are like ambassadors. They represent the Church, and they pray for their flock just as ambassadors represent their nations. When they recite the Office from their Breviary, they speak to God in an official capacity, i.e., carrying messages from the faithful to God Almighty.

Do modern pawn-shops have any ecclesiastical origin?

Yes. The first ones were set up by Pope Leo X in Rome and they were founded for the purpose of lending money at low interest to persons who were poor and needy. Small pledges were deposited, and the rate of interest was much lower than that charged by the profiteering brokers of the day.

The name and system were brought into France and Spain, but the charitable move has often been conspicuously absent in recent times. "Mons pietatis" in Latin, and "monti di pieta" in Italian meant originally our English word "pawn-shops," but they have the precise meaning of "loans of charity."

* * *

Why is it necessary to belong to the Church in order to be saved?

Salvation outside the Church is just as impossible as salvation without Christ. Christ made known to us that there is no salvation outside the Church by these words of the Gospel: "If he will not hear the Church, let him be to thee as the heathen and the publican. " "He that heareth you, heareth Me; and he that despiseth you despiseth Me." For one who wilfully remains outside the Church, refusing to profess the faith taught by the Church to partake of her sacraments, and to obey her laws, though he knows the Church to be true, there is no salvation.

* * *

Is it a sin to consult an Astrologer?

Astrology is a pseudo-science dealing with the influen of the stars on human destiny. In so much as it is the casting a diagram of the heavens at a person's birth, so as to forecast his future, it is both sinful supersition and folly. The stars have no influence on one's life and circumstances. It is like fortune-telling and other forms of divination, a sin against the First Commandment.

* * *

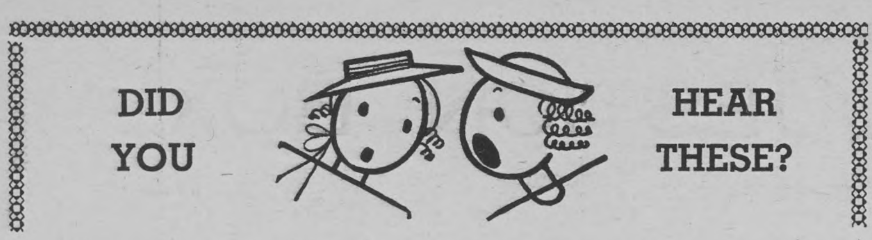
Would it be proped t osay that Christ was a sincere humanitarian?

It is proper to say that Christ was sicere. He was not a mere humanitarian. Such a person is merely kind to his fellowmen from motives of human and natural sympathy, not from motives of religion. St. Paul tells us the uselessness of humanitarianism fro mthe religious point of view when he writes, "If I should distribute all my goods to feed the poor, and have not charity, it profiteth me nothing." (I Cor. XIII., 3.) Christ was essentially religious, not a mere humanitarian. He demanded that the love of God should be the motive of all our good works, not the love of our fellowmen for their own sakes, God being simply ignored.

* * *

Would the Catholic Church recognize a marriage between a Catholic and a Protestant in a Registry Office?

From the aspect of civil law the parties would contract certain civil obligations. But before God and in conscience the marriage would not be valid, and the Catholic party would be living in a sinful alliance, violating his conscience. He would be deprived of the Sacraments of the Church until he repented and had his marriage rectified according to the laws of the Church.



"I can't do a thing with Jones," said the manager. ""I've had him in three departments and he dozes all day."

"Put him in the pyjama counter," suggested the proprietor, "and fasten a card on him with these words: "Our pajamas are of such superior quality that even the man who sells them cannot keep awake."

*

"Jones' wife thinks the world of her husband."

"Does she?"

"Yes; she even believes the parrot taught him to swear."

*

A man was fumbling at his keyhole in the small hours of the morning. A policeman saw the difficulty and came to the rescue.

"Can I help you find the keyhole, sir?" he asked.

"Thash all right, old man," said the other cheerily, "you jusht hol' the housh shtill and I can manage."

*

Customer (saving rough shave) "I say barber, have you got another razor?"

Barber: "Yes, why?"

Customer: "I want to defend myself."

*

Larry (encouraging his companion to ignore a vicious dog, impeding the way): "Whats' the matter, Anderson? Surely you're not afraid of a little dog, are you?"

Anderson: "Vell, you'd be afraid of him, too, if you were as low down as I am."

*

Customer: "Ginger ale."

Waiter: "Pale?"

Customer: "Good gracious no. Just a glass."

"Yes," said the meek little man at the quick-lunch counter, "I take my meals at a restaurant every chance I get."

"Prefer restaurant cooking to the wife's, eh?" queried his friend.

"No, I can't say that I do," returned the meek little man, "but I can give orders at a restaurant."

*

Nibbs: So you are undertaking to keep bees?

Farmer Corntassel: Yes, I do not want to miss anything, and I've been stung every other way I know of.

*

Jimmy: Mother, I was playing in the yard and knocked the ladder down.

Mother: Have you told daddy?

Jimmy: He knows it. He's hanging to the edge of the roof.

*

"Hey, dar, Mose! Whut you-all runnin' fo'?"

"I's gwine to stop a big fight."

"Who's fightin'?"

"Jes' me an' another feller."

*

Mother-in-law: That's a cute little tree on the lawn, John. It's only a foot high.

Son-in-law: Yes, I just planted it. I hope that the next time you come you'll be able to sit in its shade.

*

Lady: Little man, does your mother know you smoke?

Little Man: Does your husband know you speak to strange men on the street?

"It's high time you were insured, sir."

"Why?"

"You are sitting on the heavyweight champion's hat."

*

An English gentleman, lately arrived in China, sent for his native cook to congratulate him upon an exceptionally tasty dinner.

"I hope, Kong Ho, you did not kill one of those dogs to provide the soup," he laughingly remarked, referring to China's pariah dogs.

Kong Ho made a solemn gesture of dissent.

"Me no kill dog, master," he declared. "Him all dead when I pick him up."

*

Percy: Do you exercise after your bath or before it?"

Jimmie: After. I usually step on the soap when I get out of the tub and dance all over the place.

*

What's that prima donna angry about?

"Oh, some well-meaning critic said she sang like a siren. The only siren she knows anything about is the whistle they use on a steamboat."

*

A commercial traveller, on leaving a certain hotel, said to the proprietor: "Pardon me, but with what material do you stuff the beds in your establishment?"

"Why," said the landlord proudly, "with the best straw to be found in the whole country."

"That," returned the traveller, "is very interesting. I now know whence the straw came that broke the camel's back."

*

Husband (after the theatre): But, dear, what did you object to?"

Wife: "Why, the idea of you bellowing 'Author! Author!' at a Shakespearian drama!"